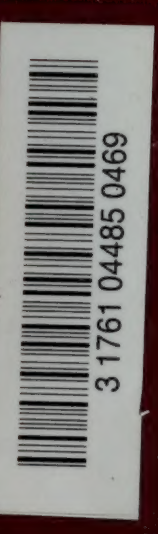

3 1761 04485 0469



# Börne, der Zeitgenosse

Der Republik Deutschland
zum Studium

# Börne der Zeitgenosse

Eine Auswahl
eingeleitet und herausgegeben
von
Anton Kuh



1922

Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte
Leipzig – Wien

# Berichtigung.

In der Vorrede zu diesem Buche wolle man lesen:

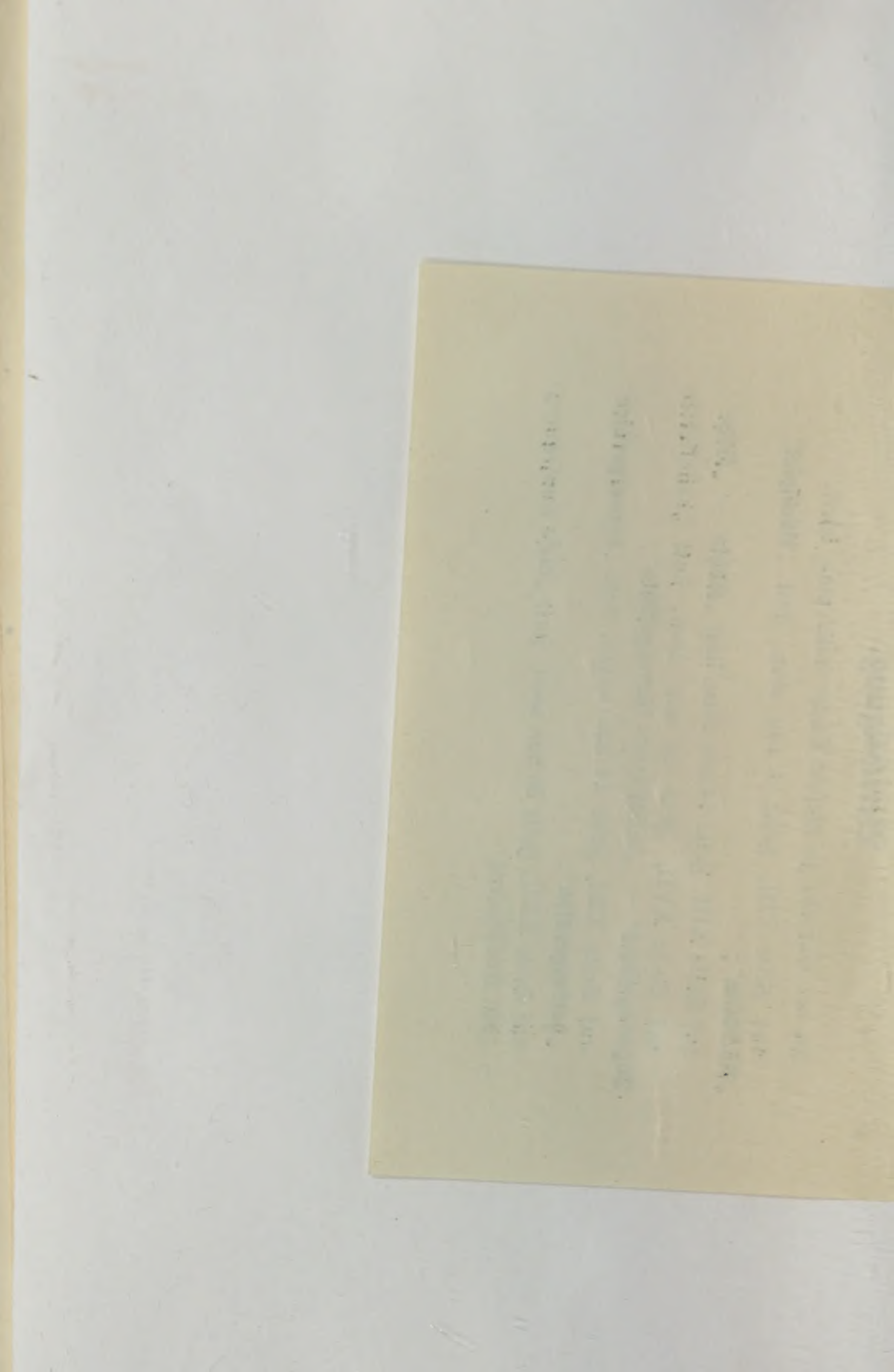
Auf Seite VIII, Zeile 6 von oben, statt „**Rückspiel**“ — „**Rückblick**“;

auf Seite XIII, Zeile 14 von oben, statt „**Höhle**“ — „**Höhe**“;

auf Seite XVII, Zeile 24 von oben, statt „brüskierten **Jugendgefühls**“ — „brüskierten **Judengefühls**“;

auf Seite XXI, Zeile 14 von unten, statt „**hervorgerufen**“ — „**herbeigerufen**“;

auf Seite XXII, Zeile 26 von oben, statt „**diese** Konsequenz“ — „**die** Konsequenz“.



# Vorrede.

Es müßte in der Literatur gestattet sein, das Pseudonym, das sich ein berühmter Autor bei Lebzeiten wählte, in einem gewissen Stadium seines Nachruhms wieder in seinen wahren Namen abzuändern. Nur so beugte man der Gefahr vor, daß er unter jenem von den Fingern einer falschen Vorstellung abgegriffenen, durch Zeitung und Klassikerwürde imprägnierten Pseudonym mißverstanden in der Bücherkiste modert.

Ludwig Börne, dem Klassiker, ist kaum mehr zu helfen. Begraben wir ihn denn endgültig und setzen den Schriftsteller Löw Baruch an seine Stelle!

Zwar war es jenes anderen unheilbarer Schmerz, daß man ihm diesen immer wieder „um die Ohren haute". Der Ehrgeiz seines Lebens zielte dahin, aus dem mißachteten Löw ein ebenbürtiger Ludwig zu werden. Aber wäre es nicht ein viel größerer Triumph für ihn gewesen, wenn er gerade als Löw Baruch die Verächter unter der drakonischen Wortfuchtel gehabt und ihm zu dem Postament verholfen hätte, das Ludwig Börne für ihn bezog?! Daß er es nicht tat, ist vielleicht das einzige, das ihm vorzuwerfen ist (— und das Entscheidende). Es kostet mit anderem die Entwicklung, die, von ihm gewollt, sich auf ihn berufen müßte, hundert Jahre und versetzt die Nachwelt bloß in den Zwang, seinen Plan wieder umzustoßen — seinen Namenswechsel zu anullieren.

*

Zwei Dinge sind es, an denen Börnes Werk verwelkte: die goldene Klassikerausgabe und der Liberalismus. Das

eine war immerhin schon Mißverständnisfolge. Das andere das Mißverständnis.

Doch schuld an beidem wieder nur der Name.

Einem Löw Baruch hätte weder die vormärzlerische noch die nachmärzlerische Zeit so leicht durch die Finger geschaut. Zumindest hätte sich der Journalismus zeitlebens durch ihn geniert gefühlt — und schon dies wäre Gewinn. Man hätte mit anderen Augen gelesen, mit anderer Elle gemessen. Und weder Pathos noch Gemüt noch Witz, kein inniger Klammervorbehalt und kein idealistischer Tränenausbruch wäre zureichender Gegenwert gewesen, um ihm zu vergeben, daß er den Nerv des deutschen Bürgers getroffen hat, oder um mit der Phraseologie unserer Zeit zu reden: ein Staatsfeind war.

Aber hat und war er es denn? War er nicht gerade der Typus des Bürgerrebellen, Fahnenträger der bürgerlichen Ideale? Liebte er nicht Schiller und Kant, küßte den friedfertigen Jean Paulschen Landsmann aus der deutschen Gemütsprovinz auf beide Wangen, wollte kein Fürstendiener sein, forderte Gedankenfreiheit und wiederholte, ein exilierter Cato des Leitartikels, unablässig die drei Fundamentalpunkte: Konstitution, Preßfreiheit, Geschworenengericht? Könnte man ihn nicht im Gegenteil einen der Aufrührer des deutschen Heimes nennen, denen Tisch und Bett und Herd nicht schlecht gefällt, die aber bloß andere Bilder an den Wänden und eine andere Fahne auf dem Dach sehen möchten? Und dieser Mann ein Bürgerschreck?

Daß der Einwand und das Bild, auf das er sich stützt, so rasch zur Hand sind, kommt zum Teil auf Börnes Rechnung. Sie bezeichnen die physiologischen Grenzen dieses Geistes, der weder Drang noch Kraft genug in sich hatte, sich ganz von der bürgerlichen Fessel loszureißen und das Abenteuer des Alleinseins zu riskieren, der, mit anderen Worten gesagt, zu solid war, um genial zu

sein. Sonst wäre die Täuschung nicht möglich — nicht bloß jene, die ihm zum Bejaher mit revolutionären Vorbehalten macht, sondern jene andere, der er sich selbst hinsichtlich des Kraftverhältnisses zwischen seinem Ja und Nein hingab. Aber es war ja auch eine andere Zeit! Der Deutsche stand vor einem Jahrhundert noch im Marquis Posa-Alter d. h.: die freiheitliche Rückendeckung seines Gewissens war noch nicht so weit gediehen, um ihm die volle Freude am Sklaventum zu gestatten. Um so leichter konnte sich eines Antipoden Für und Wider mit dem seinen treffen. Dazu kommt noch, daß der geschlossenen Kundgebung des Jahres 48 (und ihrer Vorgeschichte), wie siebzig Jahre später der disziplinlosen Abrüstung — welche zwei Begebenheiten man mit dem Namen „Revolutionen" zu bezeichnen pflegt — ein Zufall beisprang: der nämlich, daß die Hauptgruppe der geborenen Unrevolutionäre in ihren Wünschen von oben in Stich gelassen, sich von unten mitreißen ließ. „Frei" und „national" war dasselbe. (Wäre damals ein deutscher Fürst auf den wilhelminischen Einfall gekommen, sein absolutistisches Handwerk ein völkisches zu nennen — wer weiß, wie es gekommen wäre —!) Drittens aber war Börnes, des Pressefeindes Revier, die Presse; (der genialste Philosoph wird als Antipolitiker geboren — der größte Journalist als Zeitungshasser). Er stak also mit jedem Wort in der Zwickmühle, die kubische, tagfeindliche Anschauung seines Geistes der flächigen des Zeitgeists anzupassen. Das Produkt ist Falschheit. Man reklamiert für den Tag Ideale, namens derer man ihn auslöschen möchte; man trägt ihm entgegen, wovon man seinen Tod erhofft. So formulierte Börne seinen Haß gegen die Zeitgenossen in der Sprache ihres politischen Bedürfnisses. Und keiner ahnte, daß er, sooft er „Konstitution" sagte, „Revolution" meinte. Nicht einmal er selber.

Um so begreiflicher, daß ihn die Börseanerepoche von

1850 bis 1880 als ihren Vorläufer und Schildträger pries. Diese ganze Zeit war ja ein Ludwig gewordener Löw, bartwallend, treugläubig, tribunalbewußt und sicher aus trefflichem humanistischen Stoff, dabei von jener Feierlichkeit der Lebensallüre, die immer eine Eigenschaft des des Epigonentums ist. Börne starb den pathetischen Gänsefüßchentod. Zehntausend Leitartikel trugen sein geistig Teil zu Grabe.

▪

Welche Entdeckung aber für den Öffner dieser obendrein mit dem Grabstein „Gesamtausgabe" beschwerten Gruft!

Der Vormärzler Börne — Zeitgenosse! Der Liberale ein Revolutionär — Anarchist im Sinne untäuschbaren, die Dinge nach ihrem physischen „Entweder = oder" bewertenden Gradblicks! Der Datumsbeschränkte um hundert Jahre voraus! Ja, mehr noch. Der einzige, der ausgesprochen hat, wozu nicht einmal in unserer Epoche einer so klar und lapidar den Mund zu öffnen wagte. Was Heinrich Mann, Harden und andere für den schwierigeren Gebrauch ihres Geschlechtes und demgemäß in der nuancenreich zugespitzten Sprache der Entwirrung definierten, das ist hier in fester Hülle eingekapselt (wenngleich etwas von bürgerlicher Ehrbarkeit überschimmert) und so einfach und ehrlich, wie nie vorher und nachher. Jeder Satz könnte das Erlebnis von 1921 zur Voraussetzung haben, an jedem Wort klebt das Blut der Zeiterfahrung. Anlaß und Sinn sind oft so überraschend gegenwartsgleich, als sei eine Chronik im Übersatz geblieben, ohne ihren Tag zu verpassen. Ja, zuletzt kann die Nachwelt beim Vorahner lernen.

Ist das allein das Verdienst des Mannes?

Nein, es liegt nicht weniger an der Scheinbarkeit der Jahrhundertsdrehung, am ethnologischen Trägheitsgesetz, am

merkwürdigen Widerspiel der Zeiten, kurz: an den Deutschen.

Erinnern wir uns dazu der Struktur von 1821!

Es war auch nach einem Weltkrieg. Und auch dieses Krieges Sinn und Grund suchte die Historikerlüge goldig zu verkleben. Man nannte ihn, wie man ihn noch heute nennt, „Befreiungskrieg". Die Lüge wird fortgeheiligt, und wer ihr feindlich nahekommt, heißt Judas, Volksfeind, Verräter. Etliche Hellsichtige der Zeit aber widerstanden dem Trug (Goethe, obzwar nicht unzufrieden, gehörte zu ihnen). Wohl konnten sie das Wort „Befreiungskrieg" hinnehmen. Aber wer war da Befreier, und wer war der Befreite? Gab es wirklich ein Joch und Abschüttler, und ist die Zeit nicht anders als durch Theodor Körners Farbenglas zu sehen? Nein — die Deutschen spüren kein Joch, und wenn sie es spüren, so schütteln sie's nicht ab. Das Joch war eine patriotische Pauke. Und auf diese Pauke schlugen jene, die es trugen: die deutschen Duodezfürsten, vom Prinzen Reuß-Schleiz-Greiz dem Siebenundvierzigsten bis zum Großherzog von Ansbach-Fuchsingen. Die Abschüttler aber schüttelten sich bloß fester ins eigene Joch. „Der breite eherne deutsche Ofen", sagte Börne, „mußte dazu herhalten und sich geduldig vollstopfen lassen, und glühen und rot werden vor Zorn gegen die Franzosen." Das war kurz und metaphorisch gesagt der Sinn der Zeit. Es ist zweifelhaft, ob Napoleon, dem jene deutschen Serenissimi die „Schuhe bürsteten", damals noch als Revolutionär durch Europa zog; aber gewiß ist, daß sein Haß gegen die fürstlichen Schuhputzer von selbst auch den Haß gegen die verschimmelten Systeme und Wohlgeneigtheit für alle jene mitbrachte, zu deren Bewußtsein siebzehnhundertneunundachtzig hinzuaddiert war. Wo er hintrat, wurde es im Freiheitssinn „französisch". Das war die Angst der Bundesfürsten — der heutigen vor Lenin und dem Osten

nicht unähnlich. Ihr kam freilich der Bürger mit seinem Spielplatzheroismus (der unter „Volkskampf“ noch immer etwas Hellenisch-Spartanisches verstand), seinem Überdruß am Zeitengeschaukel und seinem Bewahrungsdrang hilfreich entgegen. So tutete von Nord bis Süd, von Osten bis Westen die große Jambentrompete. So schrieb der Herr von Gentz, der Stammvater aller geistreich-ästhetischen Quarkmacher der Reaktion seine Tagesberichte. So kam die berühmte Gymnastik des Ungeists in Schwang: das patriotische Turnen. So stand in Tirol der Restaurateur Andreas Hofer, eine Art klobiger Dr. Escherich auf („z'wegen der Ordnung im Landl“) — ergötzlicherweise aber zur Bezweckung des Gegenteils von dem, was heute in Tiroler Herzen rumort: nämlich für Österreich und gegen den bayrischen Anschluß.

Der Krieg wurde gewonnen. Auf dem Leichenfeld der deutschen Freiheit erschien — der Zar.

Was nunmehr geschah, wird — da es eine sichtbare Spur zog — auch unverfälscht vom Geschichtsbuch aufgenommen.

Europas Herrscher heimsten die Früchte des Sieges ein. Deutschland, Österreich und Rußland schlossen sich zu jenem Bund zusammen, der unter dem Namen der „heiligen Allianz“ bekannt ist. Es war ein Dreibund absolutistischer Luftabsperrung, ein Wall gegen die Westgefahr. Die Soldateska umringte den Bürger. Die Bewegungsfreiheit des einzelnen war ein Urlaub vom Polizeiarrest, seine Zeit im Sinne des späteren Kommißbrauchs: „Überzeit“. Er schleifte, wohin er ging, die unsichtbare Leine seines amtsbücherlichen Steckbriefes mit sich, die sich wie eine Gummischnur bis nach London, Paris und der Neuen Welt ausdehnen konnte. Und bei Gott! — hätten sich die Studiosi nicht um den allvölkischen Ertrag der Freiheitskämpfe geprellt gefühlt, hätte der Gewerbestand nicht in so schlechter, fiskalisch verdickter Luft geatmet — die schwache, durch die Hoffnung der Juden wesentlich mitbefeuerte Rebellen-

schichte von Ärzten, Advokaten, Zeitungsschreibern wäre alsdann ohne Anhang geblieben, die Zeit hätte den Kopf weiter brav unter die patriarchalische Decke gesteckt. Denn sie mißfiel der bürgerlichen Mehrzahl gar nicht so, wie es heute den Anschein hat. Die Professoren, am Hegelschen und Fichteschen Dunstbau der deutschen Philosophie fortspinnend, entwarfen damals ameiseneifrig das ästhetisch-humanistische Fundament für alle gegenwärtige und künftige Verantwortungslosigkeit des Bürgers, sie streuten den Horror vor der Politik in die Welt und erfanden als Allheilmittel für das Volk: die Standpunktshoheit des Staatssklaven. Sie gründeten damals den berühmten deutschen „Kosmos", den heute jeder blonde Pubertätsknirps mit und ohne Bart gegen den Geist ausspielt: das ist eine uranische Kuppel der Diesseitsflucht, eine Fortsetzung des Subordinationsbedürfnisses ins Metaphysische, da nun einmal die irdische Arena solchem Hang nicht genügt. Sie züchteten den Glauben an eine Harmonie, die aus der Summe der Resignationen und Subordinationen entsteht. Nebenher aber schrieben sie — was um so drastischer ist, als die Juden damals zum größten Teil armselige, von jeglicher Staatsrolle ausgeschlossene Inhaftanten des Ghettos waren und zum andern bloß mit Tinte und Feder mittun durften — dickleibige, metaphysisch, ethnologisch, moralisch, patriotisch aufgeblähte Werke über die „Judenfrage" — eine seltsame Ausnahmsübung unter den Völkern Europas, die weder Grund hatten, ihre sklavische Überlaune dorthin abzuwälzen, wo sie die Herren waren, noch sich an menschlicher Farbe zu reiben, um selbst zu Farbe zu kommen, noch auch durch Wahrnehmung des Lebensvolleren sich in irgendeinem Schuldbewußtsein getroffen und beunruhigt zu fühlen. Welch unzeitgemäßes Spielzeug also, sich ein Volk als Farbengeber zu erwählen, die Welt in die Tafel eines willkürlichen Antipodensystems einzuzeichnen, bloß um eine Welt-

anschauung der Starrheit nach einer Seite wenigstens als kämpferisch und aktivistisch empfinden zu dürfen!

Es war die Brutzeit des deutschen Spießers.

(Man sehe sie nicht als zu ärmlich und eng an. Sie war so reich und weit wie die unsere. Aber wie wird die einmal vor dem Rückspiel schrumpfen!)

In jener Zeit litt und schrieb Ludwig Börne. Sein Puls jagte ihr voraus wie die Eisenbahn der Postschnecke. Ein Irrtum seines allzuleicht beweglichen Gemütes ließ ihn freilich von Schiller, Kant, Lessing und Jean Paul, der holden Bücherumrahmung seiner Jugend, auf Wesen und Richtung des Volkes schließen, in dessen Mitte er lebte. Was er ringsum sah, wollte er als Ausnahme und Zeitwirkung werten. Aber je länger er lebte, desto schimärischer verblaßten ihm gegenüber der Wirklichkeit die schönen Einbildungen des Bücherregals, und er operierte mit ihnen am Ende wie mit einer unbekannten Zahl. Als Rezensent und politischer Glossar wurde er scharfäugig-erzürnter. Er sieht den „Tell", dieses Lampion- und Feuerwerkdrama, im Schweizer Kostüm, erkennt in der hausbackenen Kleinlichkeit des Helden und in den Wattebrüsten seiner Landsleute schaudernd die deutsche Gegenwart und bedenkt sich nicht, jenen Gevatter Wilhelm einen Feigling und Sprichwortautomaten zu nennen. Er spricht Byrons grimmiges Wort über Blücher nach: „Es sei gerade, als wenn ein Stein angebetet sein wollte, weil ein Mensch über ihn gestolpert ist". Er stöhnt über die unterschiedlichen Hof-, Staats-, Kreis- und Bezirksanzeiger, diese papiernen Vervielfältiger des Unheils, die es sich angelegen sein lassen, jeden Deutschen einen Provinzialen sein zu lassen, und zieht aus ihrem Kübel allwöchentlich eine Handvoll pathetischen Unrats. Er variiert unablässig den Hohn auf die alleruntertänigsten Bücklinge, die sich nach unten im Fußtritte fortsetzen. Und ruft auf tausend Seiten sein

Jammerlied: O Deutscher, Unheilbarer, warum bleibst du noch immer ein Dilettant der Welt, kindisch, unfroh und geistesängstlich, warum ist deine Seele mit so viel kümmerlich-philisterhaftem Ballast beschwert? Er fragt — aber er ist noch zu unphilosophisch, sich eine Antwort zu suchen. Oder vielmehr: er schaut jedem gegebenen Fall durch Haut und Knochen bis an sein nacktes Herz und hütet sich, ein System daraus zu machen. Denn er geht, wiewohl im Instinkt bis an jene Grenze gelangt, wo man nur noch die Hand auszustrecken braucht, um Lösungen zu erhaschen, trotz allem noch zu sehr von idealen Annahmen aus, um tiefer zu denken, sein Grollen ist noch zu sehr Schmollen. (Anders gesagt: er laboriert an der Namensflucht.) Hier aber, an seinen Selbstbetrug knüpft die Selbstrechtfertigung seiner Verehrer an, die tränenfeuchten Auges konstatieren, daß bei ihm ja doch alles bloß unglückliche Liebe sei, getreu seinem eigenen Ausspruch: er schreibe nicht mit Tinte, sondern mit dem Saft seines Herzens und tue sich selber weh, wenn er andern weh zu tun scheine. Sie übersehen einiges. So — um das Nächstbeste herauszugreifen —, daß er eine Betrachtung über den geborenen Knechtsinn der Deutschen mit den Worten schließt: „. . . und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind". Daß ihm „Bürger" und „Deutscher" eins war, dieser des anderen böseste Verkörperung, bis zu der bitteren Einsicht: „Die Deutschen bilden einen geborenen Mittelstand". Daß er in eine Fehde hineingerissen, mit beinahe parodistischer Wut, die leider von der Grazie der Wehmut gemildert scheint, den Widersacher immer wieder als gravitätischen, sittlich-nationalen Quakquakfrosch auf die Bühne zerrt oder ihm sein stolzes Pfauenrad in alle jene Phrasenfedern zerzupft, die heute millionenfach deutsches Druckpapier füllen. Seine Polemik mit Menzel, dem Franzosenfresser, ist solch ein Massacre. Es ist die Auseinandersetzung mit dem Treitschke-Thoma-Ludendorff-Typus seiner

Zeit. (Nebenbei bemerkt: Wie fundiert und gescheit, wie geistesbemüht war damals noch der Typus!) Und hier nun — faß dich, patriotisches Herz! — ist der Schuß ins Schwarze. Er sagt (wenn auch in anderer Wendung: Schmäht den Franzosen nicht, der euch unterjochte — ihr könntet und solltet jetzt noch von ihm das Freisein lernen. Rings aber setzt das Feuer ein gegen die malerischen Luftgebilde jener Prosa, die so gerne Thron, Heer und Zuchthaus schützt; jene sich in den obersten Regionen der Verschwommenheit kreuzenden Widersprüche, die sich am Ende gottgefällig versöhnen und als Gemütsdampf in den Himmel steigen. Es ist das oft eine recht schabernackische Sprache mit dem Refrain: Was soll uns das Grübeln? Reichen wir uns die geketteten Hände. Aber Schabernack weckt Schabernack — und Börne war der Beherztere. Nicht hier allein. Es gibt einen anderen Parforceritt von ihm, hinter einem deutschen Professor einher, der den Juden ein Werk dedizierte. Börne geht Satz für Satz, These für These durch. Und er gerät bei diesem Korrektum beinahe an den Rand des Wunderbaren — beinahe dahin: den Ludwig Börne zu widerrufen, diesen Namen, der ihm kein „nom de guerre", sondern ein „nome de peur" war — das heißt: anzugreifen und anzuklagen, statt aus der Defensive der Humanitätsbeschwörung seine Pfeile zu senden. Es gelingt seinem Zorn, hier auf einen Grad zu kommen, wo er Besinnung wird. Nach langer, mühevoller Pirsch in fremdem Dummheitsrevier nämlich reißt ihm die Geduld, und er sagt: Zugegeben — alles wäre wahr; wir wären die schlechtesten, hundsföttischsten, niedrigsten Kerle von der Welt — aber wer seid ihr? Er versucht nun eine Umschreibung dieses „Ihr", demaskiert es als das Farblose, Unintensive, Laue, Untertänig-Mürrische und nennt es dann geradeswegs: den deutschen Philister. Es war der Ansatz zu einer Heldentat: der erste unter den Verachteten zu sein, der

aus der Höhe haßt. Und gerade um so höher zu werten, als der Haß noch im Intuitionsnetz zappelte, also Blutwahres aussprach und nichts Zurechtgelegtes.

Dennoch: es gab Punkte, wo der Klarblick auch Tiefblick war, die Intuition Methode. Den Generalpunkt vor allem: Goethe.

*

Man kennt seinen Haß gegen den Geistespapst der Deutschen — aber man hat ihn, beruhigt durch Heines Polemik mit einer gnädigen Formel beiseite getan und vergessen. Man beachtete nicht, daß gerade Heine, der seinem mutigeren Bruder amusische, vernünftelnd-dogmatische Blindheit zum Vorwurf machte, hier der Blinde war, der Ästhet neben dem Menschen der Wirklichkeit. Es ist die Frage, was beschränkter ist: einem Großen jedes noch so im Ausgleich seiner Persönlichkeit begründete Eigenrecht abzusprechen, sofern es kritische Schlüsse auf seine Größe zuläßt, oder das Vorrecht seiner Kunst über jeden menschlichen Einwand zu stellen; anders ausgedrückt: partiell, aber tief oder universal und seicht zu schauen.

Börnes gesinnungsengem Haß fehlte nicht viel, bis auf den Grund geblickt und einen Urkomplex deutschen Irrtums ein für alle Male aufgedeckt zu haben. Wie schade, daß seine Gelegenheitsaffekte nie zu einem Buch zusammenflossen! Und um wieviel bedauerlicher, daß hier mehr ein Volksherz gegen einen Diktator rebellierte — der Schriftsteller Marius gegen den Klassiker Sulla — als ein Freier gegen einen Unfreien! Wäre Börne imstande gewesen, dieses Mißverhältnis von Freiheit und Höhe ganz zu erfassen, hätte er sich erkühnt, psychologisch hinab statt demokratisch hinauf zu schauen — er hätte der Nachwelt das Werk vorweg geschrieben, das noch in ihrem Schoße liegt. Denn er war im Vorhof. Ein bares Unrecht, zu glauben, daß sein Haß bloß

zeitpolitischem Anteil entsprang! Mochte er sich auch leidenschaftlich darüber erbittern, daß die Französische Revolution dem dichtenden Minister nichts weiter als eine Schnurre rings um einen gestohlenen Milchtopf abwarf, daß der Bürger in der Ödnis der nachnapoleonischen Zeit vergeblich auf ein Wort von seinem Thronsitz wartete — er empfand es nur als wichtig, soweit es paradigmatisch war, soweit es seiner bangen Vorahnung und seiner Vision der Zusammenhänge recht gab. Er fühlte: dieser Ausnahmegeist und diese flachgewalzte Zeit — sie sind dasselbe; er wird ihre Rechtfertigung sein, wie sie sein Produkt ist; die Brücke, die zwischen ihm und ihr fehlt, wird einmal Brücke des Schwindels sein, der Geist und Wirklichkeit als unabänderlich Geteiltes sieht. Wie jetzt schon Unfreiheit und Geistesrang gepaart sind und das Allelend einem einzelnen den Garten zu bestellen erlaubt —, so wird der Sklave einst in diesem Garten lustwandeln und seinem Schöpfer für die Ketten danken. Denn etwas Schreckliches ist geschehen: Gott hat aus dem Stoff des Gewöhnlichsten das deutsche Genie erschaffen. Er hat den Beamten einen apollinischen Oberbeamten gegeben, den Schlafrock zum Purpur geweiht, der Mittelmäßigkeit den großen Funken ins Herz gelegt. Ist das ein Genie in einem der beiden einzigen Sinne: daß entweder sein Werk jene Melodie genannte Übereinstimmung von Natur und Willen zeigt, die dem Ungebildetsten niederzwingt? — oder daß ein Urkräftiger die alte Welt zerschlägt, einer neuen zuliebe? Nein. Weder in diesem, noch in jenem Sinne. Es ist ein deutsches Spezialgenie.. Man nennt es: Entwicklungsgenie. Es bedeutet die geniale Fähigkeit, auf dem Weg zu sich selber einer Karriere zu absolvieren — oder: die Lügen seines Daseins so meisterhaft mit sich zu verrechnen, daß ein Werdegang herauskommt — oder (um ganz bei Goethes selbstbiographischer Wahrheit zu bleiben): zu probieren, wie tief man sich mit einem Dolch weh zu

tun traut, um im entscheidenden Moment lieber den „Werther“ zu schreiben oder einen Ministerposten anzunehmen. Es ist andererseits (für den künstlerischen Definitionsbedarf): das Genie, auf einer Höhe und in einer Art Talent zu haben, daß es unfehlbar nach Genie aussieht. Das war Goethes Genie. (Nicht ohne Absicht überschreibt Emerson das Kapitel, das er ihm in seinen „Repräsentanten“ einräumt im Gegensatz zu „Shakespeare, der Dichter“ mit „Goethe, der Schriftsteller“ und definiert diesen als den Mann, der die Bildungswerte seiner Zeit protokolliere.) Er war ein Talent-Midas. Und schon diese Fähigkeit, ohne den Umweg revolutionären oder auch nur bekennerischen Anteils zu vergolden, was sein Stab berührte, verlockte ihn, König zu sein und den Stab aus der Höhe anzulegen: „Der Dichtung Schleier“ sagt er, der Selbstverschleierer, und sehr zu Gefallen der deutschen Schleiermacher. Schleier war ihm aber auch der Geist. Denn wer aus Epochenüberwindung, Resignation und der Gabe, sich siegreich davon zu rennen, seinen Geisteszuwachs empfängt, dem ist Geist nicht Wirklichkeit, sondern Wille zur Macht — eine prächtige, kosmische Seifenblase als Entgelt tiefinnerster Unfreiheit. So entstand der olympische Ostrazist — und daher die tragischen Fälle: Kleist, Lenz, Schiller, Hölderlin und wie die Opfer Goethes alle heißen. Es entstand das Urbild des Begriffes „Erlauchte Tüchtigkeit“, zum Fluch für ein Volk, daß sich an jenem Beispiel fortan jeder Freiheitspflicht überhoben glaubte.

Börnes Fehde zielte auf diesen Goethe — auf ihn allein. Es war die Fehde gegen den apolitischen Dichter. Den jungen, manneskräftigen Goethe hatte er ja kaum erlebt, er sah nur noch den Weimarer Götzen, das Orakel in Menschengestalt. Ihm nun galt der Vorwurf, daß er die wolkenthronende, weisheitsträufelnde Rolle so trefflich meistere; daß er sich nicht daran genügen ließ, sein biolo-

gisches Ausnahmsrecht zu haben, sondern auch noch den geweihten Ornat dazu trug als Vorbild für die anderen. Er ahnte aus solchem Talent zur Würde alles deutsche Verderben. Die Nation, die so gerne „Vivat" ruft und katzenbuckelt, in Reih und Glied um einen Mittelpunkt geschart, in dienender Pose erstarrt, würde fortan der Dichtung ihr gesondertes Feld zuweisen, wo sie tag- und zeitfern waltet, der reverente Geistesgenuß einiger Weniger würde für die abgeluchste Wirklichkeit Ersatz sein müssen. Aber ist es nicht eine gottverdammte Lüge, zu glauben, daß auch nur eines Menschen Größe von der Art sein könnte, um ihm Unberührtheit vom Zeitereignis zu gestatten? Kann man groß sein und Großes zu sagen haben, ohne der Zeit Rede zu stehen? Oder die Frage, ob man auf sicheren oder schwanken Füßen steht, auf ein neutrales Schattengefilde verpflanzen? Wie kläglich sind diese „Gestalter", die mit dem Rücken zur Menschheit sitzen! Sie denken, man könne anderes gestalten als das In-der-Zeit-Sein. Ästhetenhochmut, als Schutzwand kleinkrümeligster Spießerei hat sie in dem Wahn bestärkt. Börne sah es im voraus. Und er sah das Umgekehrte: den antisemitischen, kleinen, feigen Schweißmützenbruder, sich mit dem Wort „Goethe" den Mund ausspülend und für jedes Vergehen seines Ungeists sich mit dem Satz verwahrend: „Schon Goethe sagt". Er sah die verheerende Wirkung, die daraus entstehen müßte, daß gerade dieses Volk einen unpolitischen Dichter an seiner Spitze hatte, einen Bürger aus seinem Fleisch und Blut, als musengekröntes Oberhaupt. Sein Ausnahmsrecht wird, weiß er, von Stund an von jedem reklamiert, der deutsche Geniequell noch mehr verstopft werden, ichsüchtiger Schreiberdünkel sich in seinen Schatten stellen, die Bildung den Geist verraten und endlich: Menschen, die seine Visage geerbt haben, werden es ihm gleichtun und sich vom mißlichen Strand der Zeit auf noble Gestaltungshöhen zurückziehen.

Aber was ist denn das Ursächlich-Besondere, was den deutschen Bürger mit Goethe verband und ihn für alle Zukunft verbinden wird? Auch hier rührt Börne nah an die letzte Wahrheit, berührt sie und faßt sie nicht. Er nennt Goethe den „Dichter für Lieblose“, demonstriert am Beispiel Bettina von Arnim, welcher Notzüchter am Natürlichen, Lebendigfließenden der große Selbstökonom war und wie er eher betreten denn erfreut schien, wenn er einem wirklichen Gefühl ins Auge sah. Er hätte noch hinzufügen können: daß der Mann, der die Klärchen und Gretchen schuf, ein Deflorierer und Vergeistiger der deflorierten Objekte war. Und als lehrreichstes Exempel dafür den Fall „Faust“: des Graubarts, der das Aussehen eines Jünglings gewinnt — wo doch der Bart durch alle Brunst und Inbrunst blickt und durch die Schwärmerei mehr als den Ekel — Generalpatron aller, die ihr Lüstlingstum in Schöngeisterei tauchen, Theologie, Juristerei, Medizin und leider auch Philosophie studiert habendes Urbild des Bürgers, dessen Liebe Zerstörung ist und dessen Werk der Katzenjammer! Der gebrochene Seelen braucht, um seinen Kanal zu bauen!

Dies alles war für Börne das Kapitel Goethe. Also nichts als das Pünktchen auf dem i, die wichtigste Metapher seiner Deutschtumserkenntnis; doch zugleich über die Gegenwartsenge und die Betrachtung des kleinen Zeitgenossentypus hinaus eine Vision von Nietzsches nachmaligem Bildungsphilister.

Börne erlebte nur seine kleine Ausgabe. Dem harmonieentschlossenen, mit allen historisch-humanistischen Salben geschmierten Würdenbold fehlte noch als überdachender Himmel und pompöse Landschaft das Reich — dem Tableaugefühl das dazugehörige Gemälde. Er mußte sich also wohl oder übel in etwas „vertiefen“ — sei es in Pandekten, Archive, Register, Pergamente oder in Tätigkeiten. (Es war, wie man sagt, die Arbeitsepoche des deutschen Bürgers, wie man

besser sagen müßte: das Zeitalter des zivilen Militarismus.) Später ging er aus dem Tiefen ins Breite; stand nunmehr wie eine martialische Wachsfigur in der Auslage der neuen Herrlichkeit. Aber seine Gestalt war damals schon fertig: nämlich der untadelige, hochgeknöpfte Gevatter aus dem Wilhelm-Busch-Album als Amtsfunktionär des Hochdeutschen. Dieser Hochdeutschbürger fühlte die Pflicht, alle die geistigen Konventionen von Schule, Erziehung, Lektüre, die mit seinem Hochdeutsch identisch waren, bis aufs Blut zu verteidigen. Sein muffiges Wohnzimmer, seine kahle Amtsstube wölbten sich ihm dabei zum ästhetischen Goetheglobus. Nun hatte er den Dünkel, den seine Kümmerlichkeit als Panzer brauchte. Und er durfte, alternd, an Haupt und Herz Schimmel ansetzend, sein Greisentum drakonisch gegen alle Jugend kehren, ermuntert durch das Antlitz des Olympischen, dessen erlauchter Altersabglanz die deutsche Gerontokratie begründet hatte.

*

Ist hiermit nicht genug für Börnes Revolutionstum bewiesen? Gab es im Grunde genommen je ein radikaleres pars pro toto als diesen Haß? Aber er kam noch aus zu warmem, brodelndem Gemüt, um aufzureizen, er trug die falsche Unterschrift: Börne. Hätte sich sonst der geräusch- und konsequenzempfindliche — hier wohl durch Lob entwaffnete (denn in der Literatur geht es auch bei den feinsten Geistern um das Prinzip der Wechselseitigkeit) — Grillparzer zu dem Ausspruch hinreißen lassen: er gestatte keinem Lebenden, sich gegen Goethe zu stellen, einen einzigen ausgenommen: Ludwig Börne? Baruch kontra Goethe — das hätte er so wenig wie irgendein Deutscher verwunden. Aber man sah immer den kleinen, augenfunkelnden Dr. Brutus aus der Frankfurter Winkelgasse, den Juden mit der schönen Gestikulation des Herzens. Man konnte vom Bild einer

Gemütsentflammtheit nicht absehen, deren Natur sich einmal in dem Ausruf kundgab: „Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen".

Diese beleidigende Nachsicht hat Börne nur halb verdient — nur insofern, als ihm sein Lieben die kalte Folgerungskraft des Hassens raubte. Selbst dies ist freilich kein Nachsichtsgrund. Die Kurzsichtigkeit eines Attentäters, dessen Kugel hart am Ziel vorbeipfeift, kann seinen Freunden ein Ärgernis sein — aber doch nicht seinen Feinden ein Edelmutsnachweis? Für sie müßte Börne als Verfehmter gelten — auf so viel hat er schließlich noch Anspruch. Was geht es sie an, daß er mit großem Begeisterungsgepränge aus der Dachstube „Baruch" in die Zehnzimmerwohnung „Börne" übersiedelte, seine Leiden dort ließ und seine Bildung mitnahm? Daß demgemäß ein viertel Teil Lüge die drei Viertel seiner Ehrlichkeit (die ohne sie vielleicht amorph und kunstlos, aber unwiderstehlich wirkten), zu schönen Sprachformen umschmolz? Daß ihn eine bürgerlich-sentimentale, ja, mehr als das: eine familiäre Hemmung darum betrog, im Geiste so weit an Nietzsche heranzukommen, als er es im Instinkt längst war? Daß ihm in die unmetaphorische, exakte Kälte des Geistes, mit der allein man Diagnosen hinschreibt, aus einer recht fraglichen Region Wärme zuströmte, aus der Gegend seines brüskierten Jugendgefühls nämlich, das sich nunmehr in die Leidenschaft der Werbung umsetzte, in die Freude am deutschen „Wir", in herzvolle Metaphorik, in schäkernden Unmut, in edelste Täuschung und Wallung? Daß das, was er für sein „Herz" hielt und andere heute noch dafür halten, nichts anderes war, als die Gemütsverwirrung eines Fremdlings, den das Bruderrecht seines Zornes oft wichtiger ist als der Zorn? Daß eine Prosa (die schönste übrigens, die, Nietzsche abgerechnet, seit hundert Jahren ein Deutscher schrieb) zuweilen wie ein ungeduldiger Sprung auf die Tribüne wirkt, von einem ge-

wagt, der hier eigentlich nur zu Gaste ist? Dies alles dürfen wir, die wir seine Erkenntnis teilen, bedauern — doch nicht jene anderen lobpreisen. Für sie muß Börne der Urfeind sein. Hat er nicht als erster und einziger das deutsche Problem physiologisch empfunden als eine Sache körperlicher Ausnahmsartung? Und weiter: Philisterei und Sklavensinn, vornehmlich in ihrer weitschichtigen Verwandlung zu Druckpapier, als zwei unveräußerliche Merkmale dieses Volkes bezeichnet, dessen Mangel eigentlich im Sinnlichen, Weltkindlichen liege? Er begreift ganz deutlich das Spezifische der deutschen Staatssklaverei, deren letzter Sinn nicht Machtzuwachs nach außen sei, sondern der innere Drakonismus, eine ästhetische Freude am „Hammer und Amboß" - Sein. „Die andere europäische Tyrannei", ruft er aus, „gefällt mir besser als die deutsche! Ich weiß nicht, es ist etwas Genialisches, Großes darin." (Welches mutige Eingeständnis im Vergleich zu jener verblendeten Argumentation, die den feindlichen Militarismus heute so gerne dem eigenen gleichstellt!) Oft belächelt er die Fehler Frankreichs. Aber sie regen ihn nicht auf, er sieht keinen Gegenteilswert zu ihnen, der ihm das Hassen kostbar machte. Darum macht er sich wieder an den deutschen Komplex, voll der Hoffnung, die von Nietzsche bis Wedekind noch jeden Hasser beseelte: hier, bei so vielem Verstoß gegen die Natur, müsse sich eine Revolution für die ganze Welt rentieren. Wie ein Goldgräber eigensinnig die steinigste, undankbarste Stelle durchhackt in der Meinung, die Größe des Widerstandes müsse größeren Lohn verbürgen, so hieb Börne unablässig in den deutschen Felsen mit einer Art revolutionärer Neugier, was hervorbricht, wenn er ins Wanken käme. Und war er der Fundamentalkritik überdrüssig, so rannte er gegen Gesichter. Ich weiß nicht, welche Vorstellungen seine Lobredner von „Grazie" haben; vermutlich verstehen sie darunter die Betulichkeit eines unfreien Zornes. Ich aber finde jene

Stellen seines Werkes hinreißend, entzückend, wo ihm der idealistische Geduldsfaden reißt und er unfähig, dieselbe These zum xtenmale zu variieren, einfach Sätze hinschreibt wie diesen: „Diese Menschen mit kurzem Gesicht und langen Ohren, die vom Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher." Am Schlusse taugt ihm keine politische Sentenz mehr. Und so beschließt er eine Serie von Deutschtumsnotizen, deren Gegenwartsanklang und Gegenwartsdeutung frappierend ist — es fehlt nichts, nicht einmal der Professorenpatriotismus, der Fall Einstein, das Bombast- und Kehrichtdeutsch der Blätter, die bayrische Reaktion („die ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenlosigkeit nach innen verkauft hat"), noch auch der Kampf, der jetzt in Deutschland beginnt, „kein juste milieu aufkommen zu lassen" — mit einer Shakespearegeste parodistischen Ekels: „Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts."

Die Frage ist: zeigte dieser Nervenhaß Börnes — denn in der Nähe scheint es fast, als hätten bei ihm erst die beleidigten Sinne die Gesinnung herbeigerufen — so scharf er sah und so tief er ging, irgendwo den Willen zu einer über die Tatbestände hinausgehenden ethnologischen Erkenntnis? Denn es ist im Grunde auch nichts damit getan, zu rufen: „Die Deutschen! Die Deutschen", wenn man der Ursachen letzte Ursach' nicht ermittelt. Nietzsche gelang es nicht. Börne doch — mit einer Entdeckung vom Umfang eines Satzes. Dieser Satz, das oben und unten mit kürzestem Pfeilstrich verbindend, doch leider nur Ausspruch und nicht Anfangs- und Endglied eines schwergewichtigen Sy-

stems bezeichnet als die beiden Grundübel der Deutschen ihre „Häuslichkeit und Transzendentalität". (Fehlt nur der Zusatz, daß diese beiden Eigenschaften nicht polar, sondern identisch sind.) Wie anders wäre das, was dieses Volk von jedem der Erde im Guten wie im Schlimmen unterscheidet, was es zum Gewissen des europäischen Denkens und zum Anstoß des menschlichen Fühlens machte, was der Unbefangenste aus seiner Physiognomie liest, zu erklären als dadurch, daß es sich am frühesten und liebsten unter Schutzdächer verkroch! In den Hütten starb ihnen Lebensmut, Drang und Freude. In den Hütten wurden sie Idylliker und Moralisten; denn die Moral ist ein Hüttenprodukt. Man besitzt, was man hat, bangt um den Herd und fürchtet das Draußen. Man hat viel Zeit, an Tischen zu brüten und über die Stubenordnung zu sinnen, die jenseits der vier Wände und wohl auch im Denken waltet. Aber dann kommt die Nacht und die Angst. Das schützende Dach über dem Haupt soll nicht bleiben? Umfriedung und Behütung irgendwann und irgendwo ihr Ende haben? Dem Mann in der Stube graut davor und er baut ein zweites Dach: das kosmisch-philosophische. Er gibt sich mit Sternen und Syllogismen ab, der Ferne in Raum und Zeit. Wir haben die Wurzel der metaphysisch umgürteten Spießerei, das zweischneidige deutsche Wesen, dessen eine Seite Gottähnlichkeit und dessen zweite Erbärmlichkeit ist. Die Folge? Identität von Humanismus und Inhumanität von abstraktizistischem Hochmut und abderitischer Würde; von geistigem Pathos und leiblicher Feigheit. Eine andere Folge: der merkwürdige deutsche Temporalpatriotismus — auch von ihm weiß Börne ein Lied —, woraus sie alle nach rückwärts gewandte, ordnungsempfindliche Zeituntertanen sind, mit panischer Angst vor Zeitwerdung und Zeitbildung, denen es als gefährlichste Vermessenheit erscheint, Zeit machen zu wollen, wie es ab und zu andere Völker tun, einmal die Franzosen, ein anders Mal die Rus-

sen. Zeit ist für sie der Staat der Aufeinanderfolge. Als getreue Staatsuntertanen wagen sie gegen ihn so wenig aufzumucken als gegen den räumlichen. Und das läppische äußere Sympton davon endlich, dem Ohr des genialen Journalisten alles übrige kündend, ist dann der berühmte deutsche Tonfall, der schmierigste Philisterei mit sakralen, bildungsabgründiger Würde vorträgt, dieser beleidigende Sprachheroismus der Dummheit. Hier mühte sich Nietzsches Geist, auch im Hasse überwertend, mit prachtvoller Vergeblichkeit ab. Börne hat nur ein Ohr, nicht den Mut zur Methode. Aber sein Ohr arretiert so ziemlich alles, was die Methode brauchte.

Was zutage kommt, sind Aussprüche, Gefühlsrevolten, Definitionen des feindlichen Gesichtes.

Unterwegs aber und wie den Einfall einer glücklichen Minute schreibt er einen Gedanken auf, der, über das deutsche Übel hinaus Ursache und Wirkung des bürgerlichen Übels an einem Zipfel raffend, die Zeiterkenntnis so genial überholt, daß er selbst bis heute, wiewohl unter der Schwelle des politischen und kulturellen Denkens um Erlösung schmachtend, noch nicht in solcher Klarheit hervorgerufen ward — eine Notiz, die man bloß, um Börnes Rezeptwort anzuwenden, in heißem Wasser lösen müßte, damit sie alles sagt, was zu sagen ist. Ihr Wortlaut ist: „Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldene, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden als das, was sie bindet."

Wie anders wirkt nach solcher Auslese Börnes liberalistische Denkart! Hat auch die Tränenwärme seines Hasses dem Mißverständnis Vorschub geleistet, als ob er ein Schrittmacher des bürgerlichen Geistes gewesen wäre, so enthält dieser Irrtum doch zugleich ein Unrecht am Liberalismus. Wir sehen ihn heute nur als das Gewordene, zur Attitüde und Phrase erstarrte, betriebsam Positive. Wir denken an

Schulgesetze, Eisenbahnbau, Parlament, Rechtsreform und alle anderen Wattepolsterungen des merkantilen Hochsinns. Aber wir übersehen, daß er einmal bloß die Aufgabe hatte, dem Revolutionskind einen Namen zu geben. Jede revolutionäre Bewegung hat ihren Augenblick, wo Endprägungen nicht greifbar sind und der Geist nach allen Seiten Durchzug hat, wo der Wille zum Neuen, noch im Feuerfluß, politische Formeln nur als Vorwände braucht. Auch der Liberalismus hatte ihn. Auch er war einst staatsfeindlich ohne Staatszweck. Aber es war damit bei ihm viel rascher vorbei als sonstwo, weil sein Herz, wie das Börneherz, noch an Schiller und der warmen Stube hing.

*

Die Stube war Börnes Verhängnis — ja, dieselbe Stube, die er als Brutofen aller deutsch-bürgerlichen Defekte erkannte; (daher im Hassen die Liebe); die Stube als Behälter der Luft, die aus der Kettung zweier Menschen ausströmt, als Gemütsstatt der unfreien Liebe. Oder sagen wir: als Wärmegewinn aus Kraftverlust. Börne, der unbewußte Antimoralist, lag doch in moralischen Fesseln. Sein Lebenswerk, so liebedurchtränkt, ist bar des Erotischen. Spricht er ja einmal von Liebesdingen — er tut es im Nebensatz nicht selten —, dann umspielt seinen Mund allsogleich ein Zug von gattlicher Schelmerei, er wird seufzender Spielsang um den Kochherd, an seiner Grazie baumeln Schlafrockquasten. Er ist in dieser Hinsicht keine freie Natur. Aber „diese Hinsicht" ist für diese Konsequenz eben alles.

Auch seine Sprache fächelt einen Hauch dieser Stuben- und Gattenglut zu, sie entlehnt ihre blühende Tropik am liebsten aus der Region von Küche, Magazin und Keller; ihre Bilder sind: Kochbuch, Pastete, Butterbrot, Salzfaß, Spezerei und Suppe, ihre Unermeßlichkeit ist häuslich umzäunt

— beinahe im Widerspruch zu ihrer männlich-geistigen Kraft. Doch was will dieser kleine Einschlag ins Gevatterliche, sooft als Gevatterspott verwendet, gegen die unerhörte Blutfülle dieser Sprache besagen, deren Bau ein durchschimmerndes Adernsystem des Affekts ist, und wo der An- und Abstieg der Erregung einen Wellensaum melodischer Markigkeit beschreibt! Shakespeare war unzweifelhaft ihr Patron. Über jedem Satz ist die Theaterkuppel der Welt, sein Atem gehorcht ihrer einladenden Akustik, die den Rhythmus zwischen Unmaß und Enthaltsamkeit herumwirft. Heines Sprache trägt schon Staub, denn sie ist geschrieben. Aber Börnes Deutsch ist gesprochen. Es dient in jeder Silbe einem gebieterischen, rednerisch-selbstbezauberten „Ich". Wie gerne ist ihm dieses Ich von Nachgeborenen, bei denen nicht Blut, sondern Papier in Leidenschaft auf und ab wogt, und der Witz, sich achtmal um die eigene Achse drehend, seinen Eifer als Taumel ausgibt, ohne Quellenangabe, und nicht einmal mit protegierenden Gänsefüßchen anempfindelnd gestibitzt worden — zur Ehrerbietung einer Hörerschaft, die vom Vorgänger nichts wußte! Wie viele Sprachsüchtler, deren Verwunderung, Kenntnis der deutschen Sprache zu besitzen, keine tüftlerisch-selbstvergötternden Grenzen kannte, deren Worte, rückwärts gebeugt und nackenverrenkt über den Bordrand ihr Spiegelbild suchten, weil ein Gott ihnen gegeben, ohne Verwechslung des dritten und vierten Falles zu sagen, was sie leiden — wie viele haben Börnes Vergessenheit also mißbraucht. Er aber (um mit den Worten zu reden, die er auf Jean Paul geprägt), wartete indessen stillschweigend an des Jahrhunderts Pforte, bis sein humpelnd Volk ihm nachkomme. Ihm genügte der Blutdruck seines Wortes zum Haß gegen die Blutleeren, deren Blässe von eh und je die gespielte Leidenschaft verrät, zur Erkenntnis: daß eine Weltanschauung nach ihrer Syntax zu werten ist — die deutschtümliche also für nichts.

Es ist in hohem Sinn für diesen Mann bezeichnend, daß seine Sprache dort am schönsten, bezwingendsten wird, wo seine Denkart am unbestechlichsten ist; nicht dort also, wo er sie als schützenden Zaun, als Mittel, sich vor sich selbst zu verstecken, gebraucht, sondern dort, wo er eine Kerze vor den Spiegel stellt, um sich forschend ins Gesicht zu schauen. Soll ich die wunderbarste, dichterischste Stelle seiner Schriften ins Gedächtnis bringen? Sie fällt mit dem Augenblicke zusammen, wo er den Hang für die Stube als seines Geistes Unheil erkennt und mit rührendem Klarblick begreift: daß er ihrem wärmenden, trügerischen Pferch sich hätte entwinden müssen, um ein Großer zu sein. Er schildert einmal in einem Pariser Brief die Wirkung, die Lord Byrons Genius auf ihn geübt. „Der," sagt er, „war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege, und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag." Und nachdem er den Geniekometen, „der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwarf", neidvoll beschrieben und die Lobpreisung seines souveränen Unglücks mit dem Ausruf geschlossen hat, der sich einem Brakenburg kaum anders als in solchem bekümmerten Adelsfluß der Rede entringen könnte: „Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin" — sagt er plötzlich ganz ärmlich-zerknickt: Auch er habe sich einmal auf Byronschen Geniegelüsten ertappt. Aber: „Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstand geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den andere durch ihre Geburt voraushatten, entmutigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich das Perpendikel einer bürgerlichen Stuben-

uhr geworden, schweifte rechts aus, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren."

Er hätte trotzdem den halben Weg der anderen nicht vor sich sehen müssen, hätte er sich kühner auf den seinen gemacht. Man entflieht der Stube, wenn man entweder die Liebe oder das Rassenblut oder beides in einem erlebt. Menschen seines Blutes, die sich weiter nach links vorwagen als er, mögen es beklagen, daß er, der tief Erlebende, gleichwohl dem tiefsten Erlebnis auswich: dem Erlebnis der Rasse. Den Deutschen hat er genug gesagt. Der Perpendikel, der als Ludwig Börne ewig seine Mitte suchte, stand als Löw Baruch genug links, als daß sie Grund hätten, ihm den Zoll ihres Hasses zu versagen. Aber freilich, sie machen sich lieber, soweit sie ihn kennen, dieses aus einem Antimoralisten und einem Treuhänder gepaarten, Nietzsche und einen Achtundvierziger in sich einenden Mannes schlechteres Teil zunutze und konservieren lieber die schönen, pathetischen Paraffingewebe seiner Schwäche statt das edlere Skelett. Sie wollen Börne, den Klassiker — nicht Börne, den Zeitgenossen.

Anton Kuh.

Diese Zeilen, nach den deutschen Begebnissen von 1921 als rückschauende Prophetie wirkend, waren lange vorher geschrieben und gedruckt. Verzögerungen in der Herstellung haben, allem was darin deduziert ist, den Anschein induktiver Darstellung gegeben.

Die folgende Auswahl aus Börnes Schriften wurde nach jenen Gesichtspunkten vorgenommen, die Gegenstand der einleitenden Betrachtung sind. Dem Herausgeber lag daran, aus zweitausend, durch ihre Stoffbedingtheit oft schon verwelkten Seiten einen Extrakt zu ziehen, der eine Literaturlegende Lügen straft und des Autors zeitgenössisches Anrecht — vielmehr: Vorrecht — nachweist. Es kam also vorwiegend jener Teil Börnes in Betracht, der noch tagbezüglich fortlebt. Wenn hierbei fast mit Mühe der Neigung, das Verschulden germanistischer Reverenz wiedergutzumachen und den andern Teil auch dort hinzuopfern, wo er zugleich die höchste Meisterschaft deutscher Prosa darstellt, widerstanden wurde, so geschah es aus dem Grund: neben denen, die den Zeitgenossen Börne nicht kennen, auch die zu ihm zu bringen, die nicht einmal den Schriftsteller kennen.

# Der Typus

# Wahrer und falscher Patriot.

(Aus „Menzel der Franzosenfresser“.)

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie.

Fénelon.

Qui ne subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe wie die andern, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Mut, mir selbst Qual anzutun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgetan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen, und

wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen Tat, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Mut schläft, da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage; wo es zu schlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde sagten mir: Es täte ihnen allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren, und daß ich diesen Franzosenfresser ungestört hätte verdauen lassen. Ich erwiderte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist in Contumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch antun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antworten annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend, mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheit umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten, roten Fingern seine schwankende Feder führt?

Einer meiner Beurteiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache des Königs machte; aber wenn, wie in unserm Vaterlande, die

Staatsgewalt überall einschreitet, alles betastet, alles wägt, alles schätzt, alles ordnet, ist dann nicht alles Sache des Fürsten? Die Freiheit ist überall oder nirgends, sie braucht kein Asyl oder findet keines. Vergebens sucht ihr in Deutschland ein Lebensverhältnis, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuversicht genießet. Ihr müßt immer nicht bloß vor jeder neuen Täuschung, sondern auch vor jeder neuen Einsicht der Tyrannei zittern. Gibt es noch enge Kreise des Lebens, in welchen ihr unumschränkte Herren geblieben, so ist es bloß, weil eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreise mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß sich unter den spanischen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und sogleich wird euch der Bundestag die Logarithmen untersagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutschen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt ist es in Preußen geschehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne zensiert wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geistesschwacher und frömmelnder Fürst kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu stehen befiehlt und diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die sie gehen heißen? In Preußen wurde die Wissenschaft, so lange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt: kaum fing sie aufzutauen und zu fließen an, verfolgte man sie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Stil, was er auch behandle, revolutionär sei, und man setzte den Stil unter Polizeiaufsicht. Wie lange

wird es dauern, bis man findet, daß jede Philosophie aufrührerisch ist, und die Hegelsche am meisten, denn sie spricht das Recht des Bestehenden, das heißt der Stärke, heilig.

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln, noch in Zweifel zu setzen vermag, suchte meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und sähe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig gelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Rätsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja keiner den Lügen und Verleumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei! Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zusammen mit meinem alten Freunde Heine bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais-Royal den liederlichen Schir Haschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträtselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest, während

andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken, einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kocks Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen; abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen — das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohltäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentinische Nächte schreiben.

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Notanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövrieren an, als bis er sich in meinem Judentume festgeankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine kleine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patrizierkind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon

den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das anstößigste gruppiert mit einer Sau. Der Fluch seines Volkes lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch, wie ihr andere? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will euch kämpfen helfen für eure Freiheit."

Das wäre alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Äußerung des angebornen menschlichen Hochmuts, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch antun? Sind Sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder?

Ist nicht Deutschland der Ghetto Europas? Tragen nicht alle Deutschen einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Österreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerschaft und die gestrengen Herren Bürgermeister, und die Herren Aktuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, so im Rate wie auf dem Markte, so wie in der Weinschenke wie zwischen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhnisch und grell: Macht Mores! Wahrlich und sie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Österreich und Preußen, so schnell und so demütig, als es nie früher ein Jude vor ihnen getan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes, und wenn es ihn allein fühlt und für alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meinige!

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Ist es etwas anders, so mögen der schlesische Herr Menzel, der württembergische Herr Menzel und der preußische Herr von Raumer, die für den Notfall zusammen einen Historiker vorstellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfsinn vereinen, um uns unsere aufrührerische Torheit zu beweisen.

Sie mögen uns aus den Büchern der Weltgeschichte einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtschaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abfallen, oder durch ein größeres Wunder sie ihm von seinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens danach suchen. Erst vor einigen Tagen sprach Hume in einem Meeting: „Ja, wenn das Volk sicher sein will, die Abhilfe seiner Beschwerden zu erlangen, so muß es seine Angelegenheiten selbst besorgen. Während meiner politischen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder sich von einer drückenden Last zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, sein Betragen so eingerichtet, daß es den Schlaf seiner Beherrscher zu stören wußte.“ Ist dieses in England, wieviel mehr in Deutschland. Jene genannten deutschen Herren und so viele, die ihnen gleichen, wie sie auch sein mögen, wissen das so gut als wir; sie wissen aber noch besser als wir, daß zwischen der Lüge und der Wahrheit sich die Mauern der Zensur hinziehen, und ein undringlicher Wald von Bajonetten starrt, und daß sie von den Widersprüchen der Bessergesinnten und Besserwissenden nichts zu fürchten haben. So geschützt, lügen sie furchtlos im Angesichte des ganzen Landes, so geschützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrat von schönen Adjektiven und Bildern, die man zu den kostbarsten Romanzen und Liedern hätte verwenden können,

hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutschen Volks, als etwas Gutes, Gedeihliches, Herrliches und Beneidenswertes darzustellen. Er nennt das einen gesunden Schlaf, einen Pflanzenschlaf, ein stilles gedeihliches Wachstum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herren Benefizkonzertgeber ihre Kadenzen nach Willkür ausdehnen, und ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden, bis die Herren Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heiraten, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faulenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagend, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten, was dabei herauskommt; beträchtlich pausieren, bis man ihnen zuruft: Jetzt wacht auf, jetzt sind wir wieder in Not, jetzt helft uns — das Männern anraten — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules, dieses anzuhören und gelassen zu bleiben, und deine

Keule nicht zu schwingen — diese dreizehnte Arbeit hättest du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit seinen eigenen Worten reden lassen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren ist: daß er sich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, sondern aus meinen Ansichten, die er unterschlug, eine Summe zog, wie er sie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel soll selbst seine Rechnung machen. Seine Gesinnungen sollen von Gänsefüßchen eskortiert werden und, gegen jeden Andrang gedeckt, ungestört ihren Marsch fortsetzen.

„Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles, gedeihliches Wachstum. Dies gilt von unserem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine übersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahreszehnt, so unscheinbar es sich gegen das vorletzte ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwicklung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zuviel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen, was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern.“

„Vergleichen wir unseren gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts getan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen und auch politischen Vorteile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vorteil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Torheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst, wenn man sie verschmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. Solange man sich noch ärgert, nicht klüger gewesen zu sein, solange ist man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehn Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehn Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu sein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pause, jawohl, wir pausieren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Komponist der Weltgeschichte muß hier das Pausenzeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jetzt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem tierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit, un=

mutig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Tätigkeit in allen Zweigen des praktischen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen!"

Diese der deutschen Literaturgeschichte des Herrn Menzel ausgezogenen Stellen, eine wahre Klatschrosenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben soviel Angähnendes, Einschläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, schon schlaftrunken, nach der ersten besten Fronvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig stammeln: „Wir pausieren zwar beträchtlich, sind nur im stillen fruchtbar, warten geduldig auf unsere Niederkunft und schlafen unsern guten, deutschen Pflanzenschlaf; doch könnte es geschehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicherzustellen. Tut das, lieber Herr!"

Wäre Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Äschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja, ich habe noch den großen Vorteil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an die kalte Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde,

meine vorteilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht, um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf als den Gottseibeiuns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volkes, und da wäre großmütige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch versetzt, ist niedergeschlagen." Niedergeschlagen — sehr gut. Ich erfahre zwar mit Überraschung zum ersten Male, daß das Phlegma aus Begeisterung und Witz zusammengesetzt sei; wenn es indessen der Experimentalphysik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatischen Stoff in solche Bestandteile zu zersetzen, so bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen ist, von Professoren und Diplomaten verstanden zu werden, sondern alles daran liegt, daß uns das Volk verstehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutschen Fürsten, welche, wenn es darauf ankommt, den Übermut jedes Mächtigeren als sie geduldig ertragen, ebenso phlegmatisch sind, als ihre Völker, wurden von den Franzosen so lange gerieben, daß sie, ohne

es zu wollen, zu wahren Elektrisiermaschinen wurden. Als sie diese neue Kraft in sich spürten, suchten sie ihre Völker damit anzustecken, und es gelang ihnen so gut, daß die hellen Funken stoben. Den Völkern sagten sie: Napoleon sei ihr einziger Tyrann, und sein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutschen Völker glaubten das, und in ihrem elektrischen Zustande besiegten sie den Kaiser der Franzosen. Darauf kamen sie mit großen Schnappsäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hause zu tragen; aber die Fürsten, die sie schon früher eingesackt, lachten das dumme Volk aus, und als es räsonierte, prügelten sie seine vorlaute Begeisterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemisch auszudrücken: sie schlugen sie nieder. Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher, der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst stach. Das deutsche Volk spottete seiner eigenen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Übertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der schmachvollen Zeichen der schmachvollsten Selbsterniedrigung. Herr Menzel denkt: das sei alles mit sehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Überspannung könne lange dauern, die Abspannung müsse ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das ist aber eben der Jammer. Haben denn die Deutschen, Titanen gleich, den Himmel zu stürmen gesucht? Haben

sie mehr als das Irdische und Menschliche gewollt? Ich sage, das ist die Schmach, daß das deutsche Volk seine Kräfte überspannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzosen schon ein halbes, die Spanier schon ein Vierteljahrhundert gekonnt, ohne sich niederschlagen zu lassen und ohne Erschöpfung zu verraten. Das ist der beneidenswerte Jammer, daß, wie Herr Menzel sagt, die jetzige Stille der deutschen Art vollkommen angemessen ist, und daß sich die Deutschen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und alle, die ihm gleichen, werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit", diese alte Geschichte, die ihnen ein alter Enthusiast erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geschichte kann sich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutsche Phlegma zu elektrisieren suchen, und dann ist es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel selbst täte wohl daran, diese Warnung zu benutzen. Er ist alt genug, um sich zu erinnern, auf welche Weise Jahn, Arndt, Görres, und die anderen Ober-Hof-Franzosenfeinde für ihren Patriotismus belohnt wurden und jung genug, um noch einst ein gleiches Schicksal erfahren zu können.

Herr Menzel sagt: „Am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen." O Himmel! Für die Deutschen, für das gebildetste, geistreichste, tüchtigste und tugendhafteste Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, schwache, von tausend Ban-

den der europäischen Diplomatie umstrickte Griechenland durch seinen Mut und edlen Trotz, selbst gegen den Sohn des Königs von Bayern, zu behaupten wußte; was selbst die Negerkolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforschern vollkommener menschlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was selbst diese besitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geschworene, und alle die andern Institutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieses für unser Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchsten Maßstab des Ideals anlegen! Herr Menzel ist kein Freund von Idealen, er verehrt nur Substanzen und spricht wie Fichte und der Egoismus: Ich bin ich, und was außer mir, ist nur Lebensmittel. Es ist darin keine Eigentümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meisten deutschen Gelehrten, die, sobald sie einmal ihr Ich gesetzt, meinen, jetzt sei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: Eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutschland abgeschafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem vor Auflösung des Reiches vergleiche, müsse man gestehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts getan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts getan. Und dieser kleine Schritt, haben ihn die Fürsten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutsche Volk durch seinen Mut und seine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das

eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutsche Reich aufgelöst, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Teil der zahllosen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerstört hat. Es war Frankreich, welches das deutsche feudale Staatsgebäude so erschüttert, daß alle Stützen der Angst und der Vorsicht es nicht vor dem Einsturz bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutsch-lutherische politische Moral so lächerlich gemacht, daß sie sich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzosen nicht wären und ihre Taten; wenn sie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn sie nicht die Leibwache der Völker Europas bildeten, wie die Kosaken die Leibwache der europäischen Fürsten bilden: dann würden in Deutschland, wie überall, schnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum ist ein Verräter an seinem Vaterlande, welches auch sein Vaterland möge sein; darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt oder es lästert aus schnöder Dienstgefälligkeit.

Herr Menzel sagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrtümer gleich sehr verhöhnte wie die Laster, und dem langsamen Entwicklungsgange nie eine Konzession machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht selten die redlichsten Männer und schadete jener allmählichen Entwicklung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der Tat, eine Faust im Sacke, ein ungeduldiges

ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung."

Was meine Faust betrifft, so dächte ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Taten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu, darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrtümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein jeder, und wäre er noch so gutmütig.

Ich hätte durch meine Schriften und durch mein Betragen nicht selten die redlichsten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwicklung der deutschen Herrlichkeiten sehr dadurch geschadet — meint Herr Menzel. Wer hätte sich je träumen lassen, daß ich der Mann bin, der die deutsche Bundesversammlung leitet! Wahrlich, unsere politischen Nimrods haben es seit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel sein, der sich von ihren Polizeipfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren stille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Presse der guten Sache schaden — o! wir kennen diesen Ton. Und es trocken herauszusagen: ein Deutscher kann die Presse gar nicht

mißbrauchen. Da, wo Zensur herrscht, hat jeder, der sich von ihr freizumachen wußte, in seinen öffentlichen Äußerungen nur das Sittengesetz und die Stimme seines Gewissens zu beraten, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgesetz, keine gesellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr ist, daß ich redliche Männer beleidigt, so tut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die sich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, so edel sie auch sein mögen, doch nur für ihr Wissen leben und streiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wissen ist eitel und der Glaube ist stolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das Härteste gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer selbst verbreitet? Habe ich nicht allen Geist und allen Witz, den Preußen und Sachsen gegen mich ausgeschickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die andern glauben nicht. Unsere Gegner d e n k e n nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, r e d e n sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen und unsere Feinde werden zuschanden werden.

Herr Menzel sagt: ich hätte den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den französischen Patriotismus gelten lassen. Ich zöge gegen die Deutschen im Interesse der Franzosen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzosentum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geister der Deutschen, die nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosentum ausbreiten."

„Ist denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? Und ist es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegenteil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiserdespotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hier-

her und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Korsen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der soviel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfekt in seiner Vaterstadt figurieren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt, und die Geister der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel voraussetzt, den Unterschied der Nationen als ein Hindernis der allgemeinen Freiheit, wenigstens gibt es größere Hindernisse, die meine Aufmerksamkeit viel stärker in Anspruch nehmen. Doch was heißt Unterschied der Nationen? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen sich zu widersetzen ebenso unmöglich ist, als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angeborenes, Natürliches und Heiliges. Er ist ein angeborener Trieb und darum natürlich und darum heilig, wie alles, was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht schon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Untersuchung zurückschreckte und den Schändern des Heiligtums freien Spielraum gab? Was ist heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn diese haben nie etwas Gutes

erfunden. Aber die Fürsten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen sie es bloß zu ihrem alleinigen Vorteil, und oft zum Verderben ihrer eigenen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeschwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben sie ihnen eine ganz falsche Bedeutung aufgeschwatzt, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken. Das ist es freilich, was ich meine.

Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Mut, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit seines Landes tätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu lassen: das ist es, was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedroht werden, von außen und von innen. Die Übel, die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen, und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig, und können den stärksten und gesündesten Staat treffen. Die Übel, die von innen kommen, gleichen den Krankheiten; sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Konstitution oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vorteile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die inneren Feinde hilfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster ver-

dammt, und unter dem Namen Landesverräterei und Majestätsverbrechen durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußeren Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, solange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt: Für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: Du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst, du sollst ihn nicht hassen,

nicht kränken; wenn das Steuergesetz gebietet: Du sollst deinen Mitbürger nicht bestehlen, nicht berauben, ihn nicht in seiner Ehre, seinem Recht, seinem Eigentume kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, so darfst du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten sie damit lehren oder verbieten, daß man sein Weib und Kind nicht lieben, daß man seine Familie verraten sollte? Aber was man nicht tun darf für seine Familie, darf man auch nicht tun für sein Vaterland. Das Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem, was man kann, sondern von dem, was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert, bis die Völker Europas, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutsche Dom wird von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen von Menschen das Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß

die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk sein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem schulbübisch zensierten Deutschland alle mögliche Freiheit genießt, die Franzosen zu verlästern, sie bei den Deutschen zu verleumden und diese gegen sie aufzuwiegeln — er versuche es einmal, gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzose ist, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht versuchen wird; denn er weiß die feinsten Tendenzen seiner Zeit ebensogut als der Fürst von Pückler zu berücksichtigen, der auch von dem Könige der Franzosen alles mögliche, von dessen Volk aber gar wenig Gutes zu sagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter sagte, fand ich so ermüdend dumm, daß ich mich erst etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er ist nicht eitel", rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen sehe, zu spießbürgerlichen Erörterungen hinabzusteigen, regt sich mein Stolz in mir und ich erröte, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb so viel von Politik versteht, als meine französische Köchin, ob sie zwar Eulalia heißt, und dieser Name voll Menschenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindsamkeit, Mondlichtszitterschein und andern Deutschtümlichkeiten die allergrößte Unbekanntschaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verraten scheint.

Herr Menzel sagt: Was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; diese hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen, heiße sein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vorteil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweisen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigentümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerstören gesucht, solange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Einsicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem andern bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer aller Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate gibt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Österreichs haben die Nationalverschiedenheiten

und Charakterzüge aller von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schauderte! Taten sie so zum Vorteile der Freiheit oder zum Vorteile des Despotismus? Ist Österreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden? Die Österreicher sind so treuherzige und gutmütige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizeispione unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder verrät, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimnis anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist, keinen zu haben, und es daher gut sei, daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses einst zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das alles klarzumachen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte, da gäbe er mir recht, hielte mich fest, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Stand-

punkten ist; denn dort oben in den Wolken gibt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich es mir gefallen: denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die, um das deutsche Volk zu loben, das, wie jedes Volk, des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Taten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht bloß die alten Possen aus der Befreiungskomödie, wollte er vielmehr wie viele andere und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen raten, sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehnhundert Jahren vollbracht — so muß ich es wohl als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen, anachronistischen Turnerpatriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher, in seinem eigenen Werke die Kriege der

Germanen mit den Römern nachzulesen und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammesgenossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landsleute, wie in der Reihe ihrer Landsleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vorteil, und je nachdem diese wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von andern deutschen Fürsten, worunter seine eigenen Verwandten waren, heimlich totgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unseren Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Zitadelle von Magdeburg sich mit dem Schicksale des Arminius trösten müssen, das doch noch trauriger gewesen als seines; denn nie hätte er, ob er zwar selbst Husar war, die jetzige Husarenregierung Preußens gutgeheißen.

Die Deutschen kämpften jahrhundertelang die einen für, die andern gegen die Macht der römischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen,

ganz so, wie sie achtzehnhundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten, geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegenteil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb, und Luther war ihr Totengräber. Pfaffentrug hatte den alten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich, wie alle deutschen Gelehrten, auf reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Westfälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer, und an tausend Narrheiten, welche die deutschen Theologen und Philosophen ersonnen, wurde das Land reicher. Das Papsttum, dieser böse, neckische Geist, doch ohne Körper, der nur Abergläubische schreckte und von allen Verständigen verlacht wurde, das wurden sie los; dafür aber bekamen sie zwei handgreifliche schwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzosen und den Schweden.

Ein Jahrhundert lang erwürgten sich die Deutschen untereinander, und um ungestört ihre Wunden zu verbinden, ihre Toten begraben zu können, mußten sie endlich einen Teil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Universitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverräterei, für ihre Fürstendienste zu belohnen, und tausend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Asche, und die Gebeine von zehn Millionen Deutschen bedeckten das verwüstete Land. Nie haben die deutschen Fürsten ihren Völkern, nie haben diese sich selbst, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angetan, als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem französischen Journale über die Ursachen und Folgen der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus aufführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten, um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zugrunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegefeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die

Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke statt äußern Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger."

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Teile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewalttätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volkes wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholizismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentlichen Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Hausegoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderten dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung. Emporgekomme-

ner Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seinesgleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten. Luther hat seinem Vaterland viel Böses getan. Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit. Die südlichen Völker, die katholisch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch sie lieben und verehren sie nicht; sie bewahren ihre Liebe und Verehrung für Gott und seinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformierten Völkern, wo die Fürsten auf den Rat und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Untertanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtschuldige Steuern darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen, und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu

brechen, sie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche soziale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformierten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, obzwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt.“ — — —

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mit Adleraugen die Finsternis seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verstand weder die Ränke, die Leidenschaften und die Halsstarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der untern Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das, allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht.“

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wissens, als des Gewissens. Vergessend, daß Gott selbst, trotz seiner Allmacht, eine sinnliche Welt erschaffen mußte, um seine Göttlichkeit zu offenbaren; vergessend, daß alle Ideen aneinanderhängen, daß die moralischen

und materiellen Interessen sich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne, ohne die andern mit zu treiben, verwünschte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel besuchte ihn eines Tages in seiner Einsamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu schrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf, und der Teufel flüchtete durchs Fenster. Weil ihm diese Art, den Krieg zu führen, einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Tinte wäre das beste Wurfgeschütz gegen die Gewalttätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubsucht der Mächtigen der Erde. Diese Lutherische Artillerie ist seitdem nicht vervollkommnet worden, und die deutschen Philosophen, Moralisten und Doktoren der Politik begnügen sich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu schreiben, welche sich über sie und ihre Tintenfässer mit Recht lustig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltstürmenden Korsen im Duett absingen? Ach nein, es ist gar zu langweilig. Nur zu oft habt ihr es gehört, nur zu oft wurde es euch vorgesungen. Doch ich will den weltstürmenden Korsen dazu benützen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falsche und was der wahre Patriotismus ist, und wie sich der Patriotismus der Deutschen von dem der andern Völker unterscheidet. Woher kam es denn, daß das schwache Spanien dem weltstürmenden Korsen gleich am ersten Tage seines Einfalls zurufen durfte: Bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzosen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutsche Volk

sich zwanzig Jahre lang von ihnen schlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht bloß für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich für sich selbst und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil sie nicht bloß gegen die Tyrannei Napoleons, sondern auch gegen die ihrer eigenen Fürsten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als sie ihren König zurückgeführt, und dieser sie betrog wie üblich, da ließen sie sich weder täuschen noch schrecken, da verloren sie nicht den Mut, ergaben sich keiner schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück, und heute haben sie gesiegt für immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: Jetzt habt ihr euern König, jetzt könnt ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im stillen, pausiert gehörig, und legt euch ins Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Tor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum, weil wir ein Volk bald beweinenswert, bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet,

die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachverwalter, die ihr durch eure Fälschungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, daß ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die Geister jener Helden, wir, die wir im Kerker schmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil ihr der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Gesinnungen kundgetan, durch die sie einst unsere Fürsten vom Joch Napoleons befreit, und sie aus Knechten, die sie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle, fruchtlos vergossene Blut jener Helden. Wären sie so weise als tapfer gewesen, so bedenklich, als sie vertrauensvoll waren, hätten sie die Waffen nicht niedergelegt, bis sie dem Volke die Freiheit gesichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr schnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug, eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutschen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris sitze und schreibe und die Geister der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nötig gemacht, hätte Herr Menzel sagen sollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unseres Vaterlandes gekämpft und nicht bloß für die Freiheit unserer Fürsten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu suchen. Und hätten die Franzosen solche bange Sklavenherzen wie die Deut-

schen, und wäre ihr König so niedrig gesinnt wie die deutschen Könige, dann gewährten sie uns keine Freistätte in ihrem Lande, sondern sie würden uns mit Ketten belastet der Rache unserer Feinde ausliefern.

„Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Objekt anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negiert er es schlechtweg. Aber so wenig die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negieren, ebensowenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negieren."

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen, das deutsche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn, mir so ein törichtes Vorhaben anzudichten? Noch keiner hat versucht, ein Volk zu ändern, und nie wäre der Versuch gelungen. Wir wollen das deutsche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es schläft. Wir sind seine Fliegen, die ihm um die Ohren summen und im Gesichte herumkitzeln; ich wenigstens glaubte nie mehr zu sein. Zwar schläft das deutsche Volk einen sehr festen Schlaf — wie wäre ihm auch möglich gewesen, seinen Gelehrten zu widerstehen, die mit ihren Büchern selbst einen österreichischen Vorposten einschläfern könnten; zwar schläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel so lyrisch schön besungen, es schläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schoße der Mutter; aber wir sind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unser Stachel nicht auf, so weckt es einst der Donner, und tut es der Donner nicht, so

tut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht sich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutsche Volk sich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eigenes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Lasterrepublik des neuetablierten jüdischen Hauses Heine und Kompanie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Wochen im „Reformateur" entrüstet angegriffen, und wenn er sie auch im zweiten Heft der „Balance" wieder in Schutz nimmt, so tut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt."

„Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugendrepublik noch die Lasterrepublik, und auch nicht die konstitutionelle Monarchie will, die er mit soviel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?"

„Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen

werden schon dafür sorgen. Man muß nur diese Bahn brechen in Deutschland, den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswert machen und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisieren, und dann, wenn gehörig vorgearbeitet, durch die Invasion."

Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugendrepublik des seligen Herrn von Robespierre gescherzt hätte. Herr Menzel gehe mit seinem seligen Herrn von Robespierre ins Bad Doberan und lasse sich präsentieren, oder nach München in den Bockbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des seligen Herrn von Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demütig genug finden, mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu streiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könnte in meinem so reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugendrepublik schwärmen. Die Republik als eine Herrschaft der Tugend geltend zu machen, um sie den Menschen zu verleiden, das ist der alte, wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die die Republik hat nicht das Versprechen gewagt, das Laster zu zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Übermacht über die Tugend geben.

Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis in mein fünfundvierzigstes Jahr der konstitutionellen Monarchie zugetan.

Aber wie kommt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchistischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Überzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahezukommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: Dort steht er, schlagt darauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein.

Als Herr Menzel, einst ein Pharisäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vorteil brachte, das junge Deutschland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an diesem Tage hatte er seine Seele mit blutiger Unterschrift dem Bösen zugesagt, und von einem solchen Handel kauft man sich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Christus von Judas verraten wurde, war er schon reif zu seiner Herrlichkeit und stand als Gott auf, nachdem er als Mensch gestorben. Wer aber

einen Keim des Guten und Schönen erstickt, ist ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß sich die Kleider, streute Asche auf sein Haupt und flüsterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gassen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rousseau geboren werden, ein Messias, der das Volk von seiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erschraken die Herodes Deutschlands, und sie schickten ihre Häscher aus, die junge, gefahrdrohende Brut zu zerstören. Die Verfolgung des jungen Deutschlands war ein wahrer bethlehemitischer Kindermord. Die unschuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutschen Volke ein Voltaire kommen soll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konstitutionellen Monarchie in Deutschland immer die unsäglichste Verachtung blicken lassen, sagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn sie haben es gut gemeint. Aber angestaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geschichte lehren, und doch selbst nichts von ihr gelernt; welche die letzten fünfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuschung ärmer, nicht um eine Enttäuschung reicher geworden sind; welchen die Taschenspielerei der Macht so fremd wie unschuldigen Kindern war, so daß sie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muskatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Die wenigen, zwar unverständigen, aber treuen Freunde der konstitutionellen Monarchie schmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne

ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland atmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der konstitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich verkrochen?

Wenn man sich einen Augenblick des Ernstes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre als eine Fastnachtsposse betrachten, von einem komischen Engel zur Belustigung des himmlischen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutschen die französische Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden sie von den Franzosen geschlagen, geplündert und gedrückt, und als sich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und sie die Hauptstadt ihrer Feinde erobert — was taten sie, wie rächten sie sich? Sie brachten den Franzosen eine Freiheit, wie sie sie nie gehabt, einen Wohlstand, den sie früher nie genossen, und die guten Deutschen kehrten sieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armut zurück! Was wars aber? War es Großmut, welche die despotischen Fürsten des Nordens bewog, dem besiegten Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren? War es Großmut, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurteilen der alten Zeit und mit einem Hasse, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzosen die Freiheit schenkte? Nein, es war keine Großmut; es war die Ehrfurcht, die ein mutiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen

die Franzosen durch ihre Niederlage, was die Deutschen sich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Ist das die schöne Bestimmung der edlen Deutschen, die Polizei von ganz Europa zu machen, und aller Orte die Büttel der Freiheit zu sein? Noch heute ist es deutscher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrschaft beschützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und stört und sie nicht zu ruhigem Genusse kommen läßt. Dieser deutsche Entschluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutscher Fürstenknabe, der Sohn eines österreichischen Vasallen, wurde nach Lissabon geschickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern spiele. Mit deutsch-protestantischem Gelde wird Don Carlos unterstützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes steht der Herzog von Cumberland, der in Berlin seine Studien gemacht, und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen seine Völker auf den Weg der Zivilisation führen wollte und bei seinen christlichen Freunden Rat und Belehrung suchte, schickte man ihm von Wien Polizeiverständige, um in Konstantinopel eine geheime Polizei zu organisieren, als die Elementarschule der christlichen Zivilisation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiterging, und eine türkische Zeitung anordnete, machte ihm das österreichische Kabinett über das Verderbliche einer solchen Neuerung die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich

mit der geheimen Polizei wie Alkalien und Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völkerneffen bezahlt. Doch genug, Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöten und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? fragt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die ihr nicht versteht und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte und sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist nichts und dennoch alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt ihr dann, um ihn zu fragen: Warum heilt ihr diesen Mann, ehe ihr reiflich überlegt, was ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt

ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? Er ist ein Dummkopf, könnt ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: Ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: Ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brotrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt wurde. Nur sie kann die verborgenen, keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche seiner Gebrechen der Entartung welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche

bedecken, die nichts als krankhafte Kongestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transzendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschoße ruhet, ist gar kein selbständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Untertanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann noch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauernswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbständigen Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. Sooft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. Sooft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohltätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Teil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: Seht ihrs, seht ihrs, Freunde des Franzosentums! Was sollen wir sehen? Wir wollen ihren

Gedanken ergänzen. Seht ihrs, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der Geschworenengerichte, das ist die Folge der Öffentlichkeit, das ist die Folge der Gleichheit, das kommt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den ersten sechs Monaten richtet und sie nicht vier Jahre lang im Kerker schmachten läßt, das kommt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschworenengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebaut? Sind perennierende, provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Zensur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und sooft sie von den Vorzügen des Geistes und des Herzens sprechen, die das deutsche Volk über das französische erheben, möchten sie diese Vorzüge des deutschen Volkes seinen Regierungen zuschreiben. Aber würden diese Vorzüge der Deutschen, die keiner bestreitet, sich vermindern oder zugrunde gehen, wenn Deutschland eine freie, sittliche und christliche Staatsverfassung hätte? Würden sie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn sie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Taten übergingen?

Sooft einer einen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und schneiden spöttische Gesichter und sagen: Eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sklaverei herrscht! Als wäre die amerikanische Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen

jene, die Freiheit sollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und tut sie es nicht, so will sie oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verleumden: sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Überschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wohl gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit solchem erbärmlichen Lumpengesindel muß man sich herumstreiten!

## Wurm und Meyer.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen, und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden, es ist wenigstens ein heiliger, biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — greulich — ruchlos — lächerlicher Tor — superkluger Schreier — dito eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Skriblerbande — Mensch — dito gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so rot?" Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen

Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — dito unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudererregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal tut er das. Diese Herrenlosigkeit gibt seiner Schrift ein ehrwürdiges, deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit, zu fürchten, man möchte seine Art, sich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen" verwechseln, und er bittet seine Leser, dieses nicht zu tun. Er meint: Man wunderte sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einem Male so wild geworden; aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der Deutsche ist geduldig, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Verwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin." Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg". Man müsse „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt". Aber guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch soviel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte

er mir klopfen sollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmütig.

Er sagt, in meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz, von der Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, wie tausend vorlaute Räsonneurs sie täglich machen." Da haben sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift sein, auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedruckt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Weltteile widerhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht, denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das verschmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz! Was alle wissen, verdiente keiner zu lernen! Gut, ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß ihr deren würdig seid; gebt Rechenschaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener, junger Mann, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Verteidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und ihre Völker verkennen oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Mißgriffe sie selbst am

schwersten treffen. Dies wünsche, hoffe und weiß ich." Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer soll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und sooft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Kommissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur dem hilft Gott, der sich selbst hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, Wurm genannt, in den kritischen Blättern der Börsenhalle. Der ist aber sehr sanft im Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, sanskulottischer Witz, Geselle, Auswürfling — und das ist alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heiraten wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieser Löwe, oder wie er sonst heißen möchte, auf guten Rat hören will, so wird er bleiben, wo er ist, wo man ihn nicht kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen Notiz neh-

men würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Versuch machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, und wenn es nottut, denn dieses Geschlecht ist zudringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine andere verstehen sie nicht."... Daß diese Toren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen, ihnen noch wichtiger sein müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menschen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden des Volkes, eines Geschlechts, für meine eigenen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, diesem Zwerggeschlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als ein kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an anderen verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich sie weg; ich konnte nie zu meinem Vorteile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu

reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte aber in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch tun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: Wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und allen! ... Und, nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

## Das Ei-ei-Gesindel.

Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Besuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölnischem Wasser gewaschen, meine Kleider gewechselt und bin herzlich froh, daß ich von der Bürgerkanaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löschpapier ist sie reizender als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn ist zarter Champagnerschaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr schmeichelt als wehe tut; und ihr Unmut ein trübes Wölkchen über der Sonne, an seinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie straft durch Vergebung und schweigt, wenn sie verachtet. Und alle, die einer so lieben, gnädigen Hofzeitung nahekommen, werden übergossen von ihrem Rosenschimmer, verzuckert, waren sie vorher noch so bitter; und fein, artig und gewandt, waren sie früher die plumpsten Grobiane und die schwerfälligsten Tölpel gewesen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es sind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es sind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat sie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein sind sie geworden, seitdem sie daran arbeiten! In

diese Schule müßt ihr gehen, ihr Meyer, ihr Würmer, ihr Heringe, ihr Roberts, ihr Pittschaft, und wie ihr sonst alle heißen möget. Dieser Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein gibt sie das zu verstehen! Und wendet nicht ein: Ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung schreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden, und für dreitausend Gulden kann man schon fein sein, aber wir armen Schlucker, womit sollen wir die Artigkeit bestreiten? Das sind leere Entschuldigungen. Stehen sie nicht in dem nämlichen Wörterbuche, die feinen Worte und Redensarten wie die groben? Was hält euch ab, sie zu wählen? Schlingels seid ihr. Bedenkt nur, welche gemeinen Schimpfreden ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren sich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloser Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenseele, ehrlos, schamlos, seichtes Geschwätz, gehaltloses Geschwätz, leichtfertiges Geschwätz, armer Revolutionsjäger, schamlose Frechheit, seichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdische Anmaßung, schmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt euch! Und jetzt erst die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zusammengesetzt sind! „Überall zeigt sich der frivole Jude, dem nichts heilig ist, der herzlose Spötter auf Geist und Charakter der deutschen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeiten der Leidenschaften

des Tages und im Grunde doch selbst nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man sagen, daß sich Börne durch dieses Buch in jeder Rücksicht selbst gebrandmarkt hat; kein Deutscher, dem die Ehre seines Landes heilig ist, wird ihn fortan mehr in seiner Gesellschaft dulden können." Lieber alter Freund! Sie sind alt geworden und wissen nicht, was Sie sprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutsche Nation verspottet? Das wäre doch ein sonderbares Mittel! Was ist denn die Nation anders als die Menge? Verspottet man einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verstehen unter Nation nicht die Menge, sondern nur die dreißigtausend unter dreißig Millionen Menschen, welche die Blutsauger des Volkes sind, die ohne Vaterland und selbst ohne Fürsten nur den Hof kennen, an den sie festgeschlossen, und keinen andern Gott haben als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Diese Nation würde ich wohl verspottet haben, wenn sie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn sie nicht, sobald sie satt ist, jedes Spottes spottete. Ach, bester Freund, es wäre recht schön, wenn mich künftig kein Deutscher in seiner Gesellschaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Gesellschaft manches braven Mannes, dem die Ehre seines Landes heilig ist, und doch wurden wir nicht zur Türe hinausgeworfen! Man wußte, daß wir betrügerische Schuldenmacher, unverschämte Bettler, lausige Schmarotzer, ehrlose Kuppler, feile Lohnschreiber, und die niederträchtigsten Spione aller europäischen Höfe wären, und daß

wir unser deutsches Vaterland für tausend Silberrubel zehntausendmal verraten — und doch warf man uns nicht zur Türe hinaus! Es ist aber ein geduldiges Volk, das deutsche! Wie gerne ließe ich mich zur Türe hinauswerfen, wenn nur das zur heilsamen Übung unter den Deutschen würde, daß sie nicht länger niederträchtige Schurken, die sie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weiblicher Ängstlichkeit wie ehrliche Leute, und Menschen, die sie hassen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Referent dieses im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches noch sehr gelinde Urteil nur durch einige Belege, wie sie ihm gerade in die Augen fallen, motiviert, hat er sich dagegen zu verwahren, als ob er zu den Judenfeinden gehöre, zu welchen man seine Landsleute so gerne rechnet . . . Er schätzt den braven, aufgeklärten, redlichen Mann, wessen Religion er auch sein möge. Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem jüdischen Volke schuldig gibt, so schamlos ausgesprochen sieht wie in diesem Buche des Herrn Baruch Börne... dann kann er auch, tief empört über solche Schändlichkeit, gegen den Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß solcher schamlosen Frechheit und seichten Frivolität nur der Jude fähig ist." Seht ihr, ihr gemeinen bürgerlichen Rezensenten! Ihr habt euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber ihr habt es mit eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art getan. Lernet von diesem Hofzeitungsschreiber, wie man mit Hofmanier grob sei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Teilung er nichts gewann, als was Goethes Zauberlehrling durch Spal-

tung des Besenstieles gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moses bin ich Geld schuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tisch geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine russischen Gelder aus; Herr von Isaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vorgeht; Herr von Joseph besorgt mir meine Korrespondenz — ich muß diese kostbaren Leute schonen, und nun sagen, die Juden wären brave, scharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, ihr Flegel. Und fragt ihr mich, wie viele Dukaten und Flaschen Champagner es mich gekostet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsschreiber zu meinem Lobredner zu machen? so sage ich euch: Ich bin ein Lump, wie ihr alle seid; aber diese kleine Ausgabe hätte mich nicht belästigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal selbst, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geist dazu gehöre, und dann im Gefühle seiner Armseligkeit ruft er den Geist Mendelssohns aus dem Grabe hervor, daß er ihm beistehe in seiner Not. „O edler Moses Mendelssohn, im Grabe mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert nach dir einer deines Volkes also schwatzen kann." Und da der edle Moses Mendelssohn auf die Beschwörung eines Taugenichtses natürlich nicht erschien, wurde er zum zweiten Male hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen Mendelssohn an: Zürnend erscheine deinem entarteten Enkel und bessere ihn, wenn es möglich ist." Vielleicht wundert man sich

darüber, daß ein Hofzeitungsschreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebet dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre imstande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungsschreiber, wie die ganze Schafherde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr als den bösen Wolf, und sähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich totschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu befürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Herr B. nur Revolutionen und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet seine erbärmliche Judenseele sie ängstlich wie im neunzehnten Brief. Sooft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen und jammerte dann hinterdrein wahrhaft kindisch-komisch, nicht dabeigewesen zu sein." Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im neunzehnten Brief Furcht gefunden? Unser Mut und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden voneinander. Sie fürchten alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderem Schutz stehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen beweisen, daß eine dicke Backe einen wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hause bleibt und man als Oberspion keine andern Spione unter sich hat, man nicht erfährt, was sich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere solcher Narren, die, um mich loszuwerden, einen kindischen Ehrgeiz in mir aufzuregen suchten. Als sie erröten mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verschnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volkes die Wahrheit zu sagen, da meinten sie: Welch ein großer Mut, sich in Paris hinzusetzen, und dort gegen deutsche Regierungen zu schreiben. Und jetzt hoffen sie, ich würde hurtig wie ein törichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was ist die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himmlischen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, der sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes grausam strafen — ihnen Rede stehen, während sie sitzen und verdauen; und dann aus der Welt verschwinden wie eine Seifenblase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsere Spur; ausgelöscht im Gedächtnisse seiner sehr deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu schnarchen in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Mut verlangt ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich euch zur Rede stehen. Aber ihr

werdet euch wohl hüten, das zu tun; denn ich stünde dann euch nicht Rede, ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massenbach, fragt Ypsilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie sie im Kerker gelebt, warum sie gestorben? Gehet hin, fragt sie, sie stehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? Er schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn fest — das ist seine Freiheit. Fragt Murhardt in Kassel, der schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? Er ist stumm. Er hat schwören müssen, die Geheimnisse der Tyrannei nicht zu verraten. Die törichten Menschen. Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwungen? Der lästert Gott und verrät die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kommt und seinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ich hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: Im nächsten Jahre würde das Dutzend Eier teurer sein als das Dutzend Fürsten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, weil von dieser Prophezeiung „gerade das Gegenteil eingetroffen". O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht erfunden! Ich räume ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Sie sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nicht immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungsschreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinsten Kabinettskasten aller Für-

sten Europas, ein Meisterschelm, der die Polizei selbst betrügt — warum sind sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht geraten, ein ehrlicher Mensch zu sein und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei" zu rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließe mich lieber totschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Sie haben ei, ei drucken lassen — leugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleusinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich, daß der profanste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter, jüdischer Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchristlichsten Königs getanzt. Und sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Herr Baruch Börne, man sollte fast glauben, daß Ihnen die Zeit ein wenig lang wird, bis Sie sich herablassen können, einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum Tanze zu reichen!!" Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüberkommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt, und unwillig rufe ich aus: Es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei-Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Der Stuttgarter Hofschreiber, als er den höchsten Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!" Nein, das ist zu

arg, und „was zu arg ist, ist zu arg“, sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit dem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitten verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Mensch eigentlich gar nicht übelnehmen. Ach ist ein Ausatmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, bloß sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einatmen, und verrät, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stallartikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweist nichts; es gibt oft täuschende Ähnlichkeiten, und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!“ ist zu arg, und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt ihr denn, weil ich so lange geschwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber höret, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt

hat, so wird sich mancher wundern über die scheinbare Umwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin ... Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt." Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe euch mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutscher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, ihr Flegels, ihr Ochsen, ihre Esel, ihr Schweine, ihr Schafe, ihr Mordbrenner, ihr Spitzbuben, ihr jämmerlichen Wichte, ihr Sch—.

## Zusatz.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die vom Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Untertanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Morgen seiner Sippschaft erzähle, wieviel angenehmer es sei, sogar schrankenlos zu gehorchen als selbst unbeschränkt zu herrschen.

# Die Deutschen

## Physiognomik.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen.
Amboß oder Hammer sein.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verleumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel, als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um atembar zu sein, soviel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses Zuvielregieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Untertanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaub=

nis bedürfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen und wieviel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu verteidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

*

Haben Sie gelesen, mit welcher schönen Rede der König von Bayern seine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen gesprochen wie ein Schulmeister mit seinen Jungen. Er sagte, es gäbe nichts, das himmlischer wäre, als König von Bayern zu sein. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte, ein Fürst zu sein, so würde ich mich etwas trösten, wenigstens ein deutscher Fürst zu sein: denn dieser erfährt erst in jener Welt, wie schwer es ist, gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht während seines Lebens. Der König hat ein Gesetz über die Preßfreiheit angekündigt, ü b e r — das heißt g e g e n. Nun möchte ich doch wahrhaft wissen, was dieser Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die bayerische Regierung so keck? Woher kommts, daß sie, und sie mehr als jede andere deutsche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, sie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für sie? Es kommt daher, weil sie mit Frankreich einverstanden ist, weil sie auf diesen

Schutz rechnet, wenn ihre Untertanen sich empören sollten, weil sie ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenlosigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieser verstand die deutschen Regierungen sehr gut. Er wußte, daß der Deutsche gern ein Knecht ist, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutschen Fürsten unbeschränkt ihren Untertanen gegenüber, und dafür wurden sie seine Untertanen. Das ist die schöne Zukunft des deutschen Volkes! Nur seine Fürsten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es selbst wird Schmach und Sklaverei finden, besiegt oder siegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher sind bei der Wäscherin und es wäre viel dabei zu weinen.

*

Die Deutschen sind so angeborner, knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Tun und Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, alles, bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken.

*

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die deutsche. Ich weiß nicht — es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die jeder sieht, der jeder ausweichen kann, und es müßte einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegenzurennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: Es müßte jeder illuminieren, und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in einer Marseiller Zeitung schreibe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

*

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so verehrt als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (solange nur kriminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der

leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sei König der Welt und das Recht sein Schwert.

*

In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären sie, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, die deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen könnten, die keiner versteht! Hebräisch regieren — das wäre etwas Himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, gibt dem Gesetze einen ganz anderen Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Konstitution so fein machen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, ihr christlichen Minister! Werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Zivilbeamten Uniformen geben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Korporalstock

der Disziplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus dem sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräten Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patronentaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichtsassessoren werd.n Schildwache stehen müssen und die Referendäre des Nachts patrouillieren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man alles, von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte.

Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am besten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufstellen, als hohnlächelnde Beweise vorzeigen, daß Tugend nichts ist und Ehre eine Ware. So verknechtet, so entadelt man die Menschheit, daß sie Gott selbst nicht mehr erkennt, und sie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

*

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht

kennten oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher, und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

*

Der Deutsche ist keusch und fordert von jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die, als schlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht mit dem Zwange des Systems.

*

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, solange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit den Fingern plätschern kann, ohne alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn

mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

*

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen; aber unter *einen* schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu tun, niemals.

## Die Blätter.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubnis, außerhalb der Festungsmauern spazierenzugehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort erteilt.

*

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: Nur ein fauler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibe aber nicht fauler, sondern f . . . . — Nun komme noch einer und fordere Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich tun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die alles abbrevieren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke, was ihm gebührt.

*

Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verrät hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von den Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mitteilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England uns monatelang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hintereinanderfolgende Tage von einer toten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wieviel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputiertenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen.

*

Die deutschen Blätter, die politischen sowohl als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armut hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armut nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und allerorten

mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts täten als spielen und singen und für nichts Sinn hätten als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntnis und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen sein, wie Herr ..., der in München den Franz gespielt, wie Frau ..., die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sonntag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen und überhörten, daß die Barbaren schon die Tore stürmten!

*

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Mondes Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein

Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches. Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Kompaß auf dem Meere der Geschichte, und selbst die besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. November bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dezember zu vertagen, wurde in der am 21. November gehaltenen

Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten." Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundertdreiundfünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stilistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen und konnte das Geheimnis seiner Abfassung nicht entdecken. . . . O die armen Zeitungsschreiber! Was ihnen die Türken für Not machen; Krieg, Frieden — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Silbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Zensur hindert uns? Aber die Zensur hindert doch keinen, für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch nicht dagewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre gesessen oder ausgewandert gewesen sein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüt mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens.

*

Die Frankfurter Oberpostamtszeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchistisches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder andern deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseausche und Augu-

stinsche Bekenntnisse und verraten eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldentat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? . . .

*

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journale von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im literarischen Konversationsblatt übersetzt, und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!" Ein Engländer soll durch vier Seiten von Juden gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen" ein Jude! Eingestandenermaßen — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: Das ganze habe eine Satire sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber sie drucken ihr Bestes darauf und nennen es gutes, weißes Druckpapier. Sie verstehen das nicht, sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten sie, was das heißt: gutes weißes Druckpapier, das gäbe ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingestandenermaßen!

## Deutsche Justiz.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligen Tore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Teilnahme angeschuldigten Bürger schon sechzehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Akten zum Richterspruche auf die Universität geschickt, und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kommt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße oder zwischen der Unschuld und der Freisprechung eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der

Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagte ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich, wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Mensch ist ihm nichts, der Staat ist ihm alles und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat in der Regierung und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Auf diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche nichts und ihre dreißig Fürsten sind alles. Fragen sie einen solchen wahnsinnigen deutschen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: Die Sicherheit des Eigentums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müssen. Das Eigentum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben, um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Teil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird so sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man sein bißchen Leben, was sie einem in der Freiheit lassen, zehnmal im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, das verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Teilnahme des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Deputierte, in den Gerichten durch Geschworene, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisierte Räuberei; ich ziehe die

im Walde vor, wo man mit Mut sich sooft retten kann, wo einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in die Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie sich einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm seine Schätze stehlen. Er baut sich ein großes, mächtiges Haus, sie darin zu verwahren und bringt tausend künstliche Befestigungen darin an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen und besonders die Art und Weise, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Untersuchung geführt und die Gesetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Frauenzimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begreift und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Staat und Fürst für eins angesehen, und so wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürsten und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst, der beleidigt worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber und des Fürsten Beamte werden von ihm eingesetzt und abgesetzt, und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Laune des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts, und was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kommt es nicht bloß

darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch, daß jeder Bürger im Staate die Zuversicht habe, daß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicherheit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen, wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgibt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Verteidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kommt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung dem Himmel gelobt: wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die Verteidigung öffentlich geführt und das Urteil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschworenen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür preisgegeben, denn die freie Presse bringt jede

seiner Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefährlich ist es unter reißenden Tieren wohnen, als in einem Lande ohne Öffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworene und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurteilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den österreichischen Staatsgefängnissen lesen, und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Österreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist und glauben, der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Bayern geschieht. . . .

## Rede an die Krokodile.

Stünde ich vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, wären Geschworene da, und säße Volk auf den Galerien, würde ich mich wie folgt verteidigen:

„Meine Herren! Der Deutsche ist ein Krokodil (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodil! Krokodil! Deutsche ist ein Krokodil. (Zur Ordnung, zur Ordnung! Der Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Verteidigung . .) Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodil — aber ich bitte Sie, lassen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich sage, der Deutsche ist ein Krokodil, so meine ich gewiß nicht damit, der Deutsche sei ein wildes, grausames, räuberisches Tier wie das Krokodil und weine heuchlerische Kindestränen. Ich denke gerade das Gegenteil. Der Deutsche ist zahm, gutmütig, räuberlich, aber gar nicht räuberisch und weint so aufrichtige Tränen als ein Kind, wenn es die Rute bekommt. Wenn ich das deutsche Volk ein Krokodil genannt, so geschah es bloß wegen seiner Körperbedekkung, die ganz der eines Krokodils gleicht. Sie hat dicke, harte Schuppen und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt ab, was Flüssiges fließt hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine Herren, Sie wollten ein solches Krokodil tierisch magnetisieren; zweitens, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen, erstens, um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein Inneres hineinschaue, seine Krankheit erkenne und

die dienlichen Heilmittel errate. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie mit zarter, gewärmter Hand auf dem Panzer des Krokodils herumstreicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, daß solches Streicheln auf das Krokodil so wenig Eindruck machte als auf den Mond. Nein, meine Herren, Sie würden auf dem Krokodil mit Füßen herumtreten, Sie würden Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie würden berechnen, daß von dieser großen, angewendeten Kraft neunundneunzig Hundertteile ganz verlorengingen, und daß der Hundertteil, der übrigbliebe, gerade die sanfte und bescheidene Wirkung hervorbrächte, die Sie bei ihrem tierischen Magnetisieren beabsichtigen. So habe ich es auch gemacht. Wäre aber das deutsche Volk kein Krokodil, sondern hätte es eine zarte Haut, wie die schöne Fürstin von ***, dann hätte ich ihm nicht gesagt, es dürfe einen Fürsten vertreiben, der eine unangenehme Nase hat, sondern ich hätte wie folgt mit ihm gesprochen: „Die Fürsten, mag sie nun Gott oder der Teufel, oder mögen sie sich selbst, mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr Zufall sie eingesetzt haben — sind bestimmt, die Völker, welche ihnen anheimgefallen, nicht bloß mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Weisheit, nicht bloß mit Weisheit, sondern auch mit Stärke, nicht bloß mit Stärke, sondern auch mit Milde zu regieren. Wo sie dieses nicht tun, oder nicht vermögen, wo sie das Recht schmählich verletzen, ihren eigenen Sünden oder denen ihrer Lustgesellen zu frönen, wenn sie statt der ernsten Stimme der Klugheit den Possenliedern der Torheit ihr

Ohr hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige sind, den Verführungen und Drohungen fremder Fürsten zu widerstehen; wenn sie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht blutig und tückisch rächen — ein so mißhandeltes, so mit Füßen getretenes Volk darf und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom Throne stoßen und aus dem Lande jagen."

Hätte ich aber so mit dem deutschen Krokodil gesprochen, wieviel von meinen Worten wäre in sein Inneres gedrungen? Wenig, nichts, ja, weniger als nichts. Ein Tef zit des Widerstandes wäre dabei herausgekommen, und das Krokodil hätte meine Lehre so gedeutet: einem Fürsten, der despotisch regiere, müsse man die Zivilliste verdoppeln. Darum sagte ich ihnen: „Ihr dürft jeden Fürsten verjagen, sobald euch seine Nase nicht mehr gefällt. Deutsche Gutmütigkeit bringt von solcher Lehre neunundneunzig Hundertteile in Abzug, und dann bleibt gerade so viel übrig, als ihnen zu wissen gut ist, als ich ihnen beizubringen mir vorgesetzt" . . . (Allgemeines Beifallklatschen.) Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört wird, werde ich den Saal räumen lassen . . . Darauf ziehen sich die deutschen Geschworenen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschworenen sehen sich um und werden bleich. Während ihrer Beratschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Verteidiger, sämtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulnis übergegangen.

## Franzosen und Deutsche.

### 1. Bruchstücke aus der „Balance“*).

Die alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich untereinander gewürgt, vereinigt niederknien und sich umarmend auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!

Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wieviel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wut alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf, eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen

*) In französischer Sprache geschrieben und von Börne selbst zurück übertragen.

unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!

*

Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.

*

Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Übeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Mute, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben; und das Mißgeschick der andern Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Kriminaljustiz, ihre dumme Zensur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgestellt ist, sehr verdrießlich finden. Sollte mir das be-

gegnen, sollte mir unglücklicherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vorteil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, solange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Platze der Bastille, sondern an den Ufern der Elbe einen festen Grund finden wird.

*

Deutschland bildet die Gebirgskette, welche die Zivilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man sagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Kosaken, und es hat zuviel Ehrgefühl, um nicht selbst die blutige Beredsamkeit eines Danton der unverschämten Rhetorik eines gekrönten Hetmans vorzuziehen. Nun wohl! Deutschland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwischen dem populären und monarchischen Despotismus retten; aber unglücklicherweise wurde diese Lage der Dinge von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. — — —

*

Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennenlernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und

Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit achthaben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen.

*

Frankreich hat Deutschland immer falsch beurteilt, und was schlimmer ist, es hat es gar nicht beurteilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und dann in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urteil blind gemacht. Die Deutschen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — — —

*

Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verräterei. Allein hören Freimütigkeit und Unparteilichkeit auf, Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der Nationalempfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus;

ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen; aber bis heute haben sie noch nicht genug getan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen gewechselt. Und dann, ist nicht in jeder Nationaleitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werte gleichkommt, so ist die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Übrigens wäre es leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes getan, nur durch ihre Fehler zustande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes etwas, seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beschämung zu versüßen. — — —

*

Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es

kommt also letzteren zu, zu unterscheiden, was man zu tun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — —

Wie! Ihr seid ein Volk von dreiunddreißig Millionen Menschen und ihr beklagt euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein. Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt euch, ihr unglückseligen Eunuchen der Nationalehre, die nicht euch gehört, und die ihr nur für den Gebrauch eurer Sultane bewacht; nicht euch, das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubnis, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Untertanen von ihrem ganzen Erbe noch übriggeblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfekturen die Despoten spielen zu dürfen, ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken und Preußen zu vernichten, das sie gegen Österreich geschützt, und Österreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —

*

Ergreift die Waffen, ihr hochherzigen Verteidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg für die väterlichen Bedürfnisse eurer

Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Zitadelle mehr gäbe, um eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein, bevor ihr euch den Gefahren des Ruhmes aussetzt, fragt die Elsässer, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputiertenkammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Zensur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmut und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das, und sie werden euch antworten: Wir sind die glühendsten und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —

Geht doch, ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten begegnet; aber es ist eine Schande, in seinem Vaterlande Sklave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns, die Hand zu küssen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse, frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt ihr nötig, zwei

Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers, herrscht die Zensur! Ihr hungert nach Nationalehre, ihr füttert euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, ihr ernährt euch armselig mit der Asche eures Ruhmes, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen euch alle Tage! Wisset, daß dort die Schande ist und daß auch dort die Ehre könnte sein. — — —

*

## 2. In Paris und hier.

Wer ein beschauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tische, bequemer als ein Fürst in der warmen Lage seines Bücherzimmers sitzt, Könige vor sich spielen läßt, sie beklatscht oder auszischt und über das Narrenchor lacht, das ihnen gehorcht — dieser Glückliche wähle Paris zu seinem Wohnorte. Dort ist ein herrliches Schauspiel, wo alles dargestellt wird, was in allen Gegenden der Welt geschieht oder geschehen kann. Man bleibt in Paris so ruhig. Auch die schnellste Bewegung spüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir stehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, sich bewegen. Ruhe ist Glück. In diesem Sinne ist es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris sagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe ist Glück — wenn sie ein Ausruhen ist, wenn wir sie gewählt, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn, wie in unserm Vaterlande, sie unsere einzige Beschäftigung ist.

In Deutschland gehe ich aus, Bewegung zu suchen und finde sie nie; in Paris ging ich nach Hause, um Ruhe zu suchen und fand sie immer. Dort ist das Leben gesellig, die Wissenschaft gesellig, und das Bürgertum ist es auch. Die Regierung ist offen und bildet keine geheime Gesellschaft, die mit dem Kinderspuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja diese beleidigen um so mehr, weil sie uns für Kinder erklären, für welche das genug ist.

Nur in der Jugend ist man wahrer Weltbürger; die besten unter den Alten sind nur Erdenbürger. Auch ich war jung, aber seit ich das Land der Phantasie verlassen, seit ich Deutschland bewohne, habe ich die entsetzlichste Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Sologeräusch. Auch wenn Paganini spielt, auch wenn Sie*) singt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge selbst für mich, auch noch so breit; aber auch keine über mir. Ich will unten sitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Wert des Lebens wird in Deutschland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falschmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen

*) Gemeint ist Henriette Sonntag. Anm. d. H.

nicht, und die, welche genießen, die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angst in Umlauf setzen und geltend machen, sie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Kuriers, in Deutschland das eines Postillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht und dem das Glück ein armseliges Trinkgeld reicht. Freilich ist uns auch jeder Stein auf unsern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben so viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich sein.

Man nennt die Deutschen fromm, bescheiden, freisinnig. Aber ist man fromm, wenn man den Menschen, Gottes schönstes Werk, in Stücke zerschlägt? Ist man bescheiden, wenn man hochmütig ist? Ist man freisinnig, wenn man dienstsüchtig ist? Man findet bei den Franzosen wohl auch Hochmut; aber er ist persönlich, seit dem alten Adam herabgefluchet; es ist kein Gemeindehochmut wie bei uns; er ist nicht organisiert. Es gibt keinen Beamtenstolz, keinen Hofratsstolz, keinen Soldatenstolz, keinen Adelstolz, keinen Professorstolz, keinen Studentenstolz, keinen Kaufmannsstolz. In Paris, wie in der kleinsten deutschen Stadt, zündet sich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen sind so viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umschwung des Lebens ist dort so rasch, daß die kleinsten Erscheinungen, durch die kürzesten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als schönes Feuerrad, wenn man sie im Kreise schwingt.

In Deutschland gibt es keine große Stadt. Von

Wien ist gar nicht zu sprechen, und von Berlin nicht auf das beste. Zwar ist dort mehr Geist zusammengehäuft, als vielleicht in irgendeinem Orte der Welt; aber er wird nicht fabriziert, er kommt nicht in den Kleinhandel, es ist nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geistreiche Beamte, geistreiche Offiziere, geistreiche Gelehrte, geistreiche Kaufleute; aber es gibt kein geistreiches Gesamtvolk. Das gesellige Leben ist dort ein Viktualienmarkt, wo alles gut, frisch, aber nur roh zu haben ist: Äpfel, Kartoffeln, Brot, auch schöne Blumen; aber das Herz soll kein Markt sein, durch die Adern der Gesellschaft sollen keine Kartoffeln rollen, sondern Blut soll fließen, worin alles aufgelöst ist, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterscheiden kann. Der gesellige Umgang soll demokratisch sein, keine Empfindung, kein Gedanke soll vorherrschen, sondern alle Empfindungen und alle Gedanken sollen an die Reihe kommen. Und in der gesellschaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem alle sprechen, weil es allen wichtig ist und das allen wichtig zu sein auch verdient. Der König ist gut, die Prinzen sind angenehm, das Theater ist schön, Rebhühner sind köstlich; aber immer vom Könige sprechen, immer von dem Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüssig.

Wenn in Deutschland selbst die großen Städte kleinstädtisch sind, so muß man, den Geist der kleinen zu bezeichnen, erst ein neues Wort erfinden. Wie in England die Teilung der Arbeiten, ist bei uns die Teilung der Vergnügungen auf das äußerste getrieben. Man amüsiert

sich homöopathisch: in einen Kübel Langeweile kommt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich besitzt jede Stadt alls, was man braucht, eine angenehme Geselligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man sich nach den Mühen des Tages versammelt, dort, nachdem man sich zu Hause die Hände gewaschen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns sind die Erfordernisse zu solcher Bildung getrennt und zerstreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit sucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier ist der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerschlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubs, Kasinos, Ressourcen, Harmonien, Kollegien, Museen. Da gesellen sich die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeschäftigten, die Standesgenossen. Da findet jeder nur, was er soeben verlassen; da hört jeder nur das Echo seiner eigenen Gesinnung, da erfahren sie nichts Neues und vergessen sie nichts Altes. Eine solche Unterhaltung ist bloß eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, nur mit dem Nachteile, daß sie nichts einbringt, und die Zeit rein verlorengeht. In diesen Klubs herrscht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Dominosteine; nichts sieht man als Rauchwolken, die wie Geister aus den Pfeifenköpfen steigen. Erst, wenn neue Beamte gewählt oder neue Mitglieder aufgenommen werden sollen, besonders wenn die Vorgeschlagenen Gegner haben, kommt Bewegung in den Tod; dann ist ein Leben, wie es auf dem altrömischen Forum war. So besteht jede deutsche Stadt aus fünfzig kleinen Festungen, deren Besatzung

auf nichts sinnt, als sich gegen die draußen zu verteidigen. Sie sterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß sie ihre Tore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen ist nicht die Vereinigung, sondern das Exkommunizieren. Wenn Polizeiminister, Diplomaten, Zentraluntersuchungskommissäre auf Urlaub mir versprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu sein, so will ich ihnen etwas Wichtigeres mitteilen, etwas Demagogisches. Es gibt in Deutschland einige tausend Kasinos, und eine Million Menschen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die französische Regierung kann schon mit ihren achtzigtausend Wählern nicht fertig werden... und so weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu tun, die schon wissen werden, was ich meine und was sie zu tun haben. Aber artig sein!

Wenn mechanische Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geschwindigkeit aufeinanderstoßen, halten sie sich wechselseitig auf und bleiben stehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geschwindigkeit ungleich, treibt eine die andere fort, und alle kommen in Bewegung. So ist es auch mit Geisteskräften. Das ist das Geheimnis der Verdrießlichkeit deutscher und der Annehmlichkeit französischer Gesellschaften. Wo nur Standesgenossen zusammenkommen, da wird immer die Langeweile präsidieren und die Dummheit das Protokoll führen. Kommt man als Fremder in eine deutsche Stadt und möchte den Geist der Bevölkerung kennenlernen, so ist das gar nicht zu erreichen. Man müßte erst ein Jahr lang alle Klubs, Kasinos und Gesellschaften besuchen und die Wahrnehmungen addieren, um zu einem Urteile zu

kommen. Und auch dann würde man sich verrechnen; denn es ist mit den geselligen Stoffen wie mit den chemischen; vereinigt bilden sie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieses unbekannte Dritte fürchtet man in Deutschland wie den Bösen und sucht seine Entstehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Museum eingeführt wurde, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klassen von Bürgern die Gesellschaft bestünde? Daß die Gesellschaft klassisch sein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphierender Miene: „Es sind gar keine Bürger dabei, höchstens ein paar, und wir haben zwei Minister." Das hannöverische Museum zu besuchen hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Versehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da schwangere Weiber sich in ihrer weit wichtigeren Rechnung sooft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Türe hinaus, aber man gab mir brieflich zu verstehen, man würde mich, wenn ich wiederkäme, mit Schmerz zur Türe hinauswerfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob sei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutschen! Man sollte diese lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

### 3. Juste-Milieu.

In der Münchener Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokratenmanifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die

Minister dort lassen ihre Kriegsartikel von ihren Königen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Kredit verloren, daß sich nicht einmal ein Wortträdler findet, der, die Armut ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich alles vorausberechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das, die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hierhin neigend, um von beiden Seiten Vorteil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quakenden Fröschen wohltut. Die Franzosen haben kein Temperament zum Juste-Milieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder anderen Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen geborenen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern . . .

### 4. Resumé.

. . . Sie sagen: Die Franzosen erscheinen mir als Riesen, und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand

und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie voneinander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt ihr klugen Leute das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichtum jenes schlechten Bankiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise und auch glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß euer Herz stark genug werde für euern Geist; daß eure Zunge feurig genug werde für euer Herz; daß euer Arm schnell genug werde für euere Zunge; eignet euch die Vorzüge der Franzosen an; und ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott, ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechsunddreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Zensur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit

seinem Demute, seinem Hochmute, seinen Hofräten, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun ja, auch mit seinen Philistern. Aber ich sage euch, es ist schwer, ein gerechter Richter zu sein!

*

Ihr sagt: Die Ironie bedürfe eines Gegensatzes, der der meinigen fehle. Wie? Merket ihr, was ihr fehlt, dann seht ihr ja nichts mehr, und merkt ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr seid ja selbst der Gegensatz! Soll ich euch, breit, wie ihr seid, auf das schmale Papier hinstellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug ist? Man malt den Schatten, man malt nie das Licht. Soll ich euch etwa loben? Seid ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden sie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das sieht jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugenden der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind Lichtflecken. Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurteilt es, aber beurteilt euch mit, daß ihr es nicht falsch beurteilt. Ihr sagt: mit solchen fliegenden Witzen streue man nicht den Samen künftiger Taten über unser Vaterland aus! O schonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich vom Samenausstreuen reden höre. Jetzt reden sie noch vom Säen, da doch ihr

Korn schon längst geschnitten ist, und es nur an Dreschern fehlt, die es ausschlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die euch gedroschen; dankt es mir! Samen ausstreuen! Man verliert alle Geduld. So macht euch auch eine neue Erde für euren Samen, das wäre noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meint ihr. Wenn man meine Briefe gelesen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich euch den Tag geben? Ich kann euch nur zeigen, daß ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine Briefe gelesen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die armen Schelme an: Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Wasser statt Wein ausschenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf stammeln. Was nennt ihr wirken? Was nennt ihr die Menschen bewegen? Heißt ihr das sie bewegen, wenn es euch gelingt, sie zu eueren Gesinnungen hinüberzuziehen? Wenn so, dann bin ich bescheidener als ihr. Ich nenne es auch die Menschen bewegen, wenn es mir gelingt, sie fortzutreiben, entfernten sie sich auch von meiner Gesinnung. Sie gingen doch, sie blieben nicht länger stehen. Und das ist mir gelungen.

# Der Judenpunkt

# Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute, ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß gibt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg vom Worte bis zur Tat schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der tue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolges gewisser sein will, der rezensiere. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Rezension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder

Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advokat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude, und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: Ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: Er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider unfehlbar, irgendein Jakob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigene gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze, dicke Mauern von Tinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurteile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirtstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt

haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitteInd, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judentum in allen deutschen Teilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständnis gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Äußerung, das Bureau der deutschen Klassiker in Karlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich der Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht klassisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelm werde.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüt keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die

scharfen Geister haben Scharten davon bekommen und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen — und die Liebe behält immer recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffene Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des letzteren darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der antediluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantiert — ich meine nicht kandiert (überzuckert), sondern in der Art und Weise des Kant, wobei die reinste Vernunft so lange kritisiert wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhang zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurechtfinden, und werde darum gar bald an diese, bald an jene Türe klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurteilung bekanntwerden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht ver-

standen, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch den Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt; keinen anderen verwendet der Verfasser als sich allein. Er teilt die Welt in zwei Teile, und nennt den einen Judentum, den andern Nichtjudentum. Das Nichtjudentum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judentum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifische rauben und heuchlerische Krokodile betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unrats, und darin hat er vielleicht mehr recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Roheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu leugnen, daß alle jenen Verbrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht,

Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenanten Laster haften auf Christen. Es gibt wohl einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen und nicht als Christen anzusehen. Auch unter uns gibt es Taugenichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen." Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so teilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein und stellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judentum." Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt ebenso wissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen;

wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hintereinander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazaretten die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Greuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heiraten; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt *einzuschlafen*. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoralopiums zu hindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnung er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängnis vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet, daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchentüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern *Leichenzoll* erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch *Charon* erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Toten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Akzeptant war, solchen holen; die Gültigkeit eines Injurienprozesses fand schon

dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese alten guten Sitten zurück.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine Übersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften fürs Judentum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt wurden". Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Klasse von Menschen und spricht von ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holst will die Juden totschlagen, und wenn sie sich zur Wehr setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen!

Es ist komisch genug, zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache beteiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechselkontor, einem Warengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie,

von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judentum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin, zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht bloß für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes antijüdisches Interesse zu verteidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Tür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Türe sollen sie mit dieser Ware handeln dürfen, aber nicht mit jener — und so wird der dicke Kloß des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn, zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nötigen Aufklärungen zu geben.

Der zweite Abschnitt betrachtet das Juden-

tum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Teil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, daß man austrocknen könne. Was ihr zu tun habt, fragt ihr mich? Eine alte Kindersittenlehre antwortet darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wanderer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wütete, je fester hüllte sich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wanderer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitt wird das „Judentum in moralischer Hinsicht sowohl in als außer dessen Heimat" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Kanaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maß verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt bloß, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können und geht dabei ebenso sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur

seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausieren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausieren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die andern Übervorteilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avisstile beurteilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom dreizehnten h a b e empfangen" — „Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern h a b e erhalten", und lassen dabei das I ch weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort h a b e n versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst, wenn er Christ wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja, daß er dann ein doppelter Spitzbube werde.

In dem v i e r t e n A b s ch n i t t e, welcher das Judentum in i n t e l l e k t u e l l e r Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der

Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Rezensenten hephep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegenteil tun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgendeinem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich raten, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als vollzudrucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judentum und Christentum verschmolzen hätten." Da hört ihr es mit euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: sooft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christentums, scheidet das Gold aus und wirft dem Judentume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Wert? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nicht von den Alten entlehnen zu müssen: wir andern armen Teufel aber sind oft genötigt, von Griechen und Römern zu borgen.

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judentum im Geschäftsleben (in bürger-

licher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judentum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichtümer zu verschaffen imstande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesamtteile mehr und mehr zerrüttet." Ich habe die Handelswelt nicht zu verteidigen, deren Judentümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Gelddämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judentümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als ihr, aber nicht verderbter. ‚Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft euren Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, ihr aber seid Sklaven des Handels, und nichts verdient ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: Wir haben Weltteile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt ihr euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht,

wo euch nichts bewegt als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie verteidigt wird: denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glükkes an und verschließt die Haustüre, daß sie sich nicht retten — ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt, von euch zu fordern, daß ihr Christen seid, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn ihr christliche Gesinnungen, die ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der

Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht karikiert werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judentum in physischer Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Franks medizinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachsen jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judentum in historischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der älteren und neueren jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodieren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder ebenso glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatursammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern sein.

Der achte Abschnitt betrachtet (dieses häufige betrachtet ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet): „Judentum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem

staatswissenschaftlichen Standpunkte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertiert sei, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam aber sicher, die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Was könnte hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondierten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog usw. daraus werde?" Die Wahrheit ist mir heiliger als alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er recht hat, behalte er recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondiert und hierdurch deutlich genug verraten hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogtum zu hinterlassen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vorteilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in

ihren Ordensstatuten." Was geht aus dieser Zusammenstellung notwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judentume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde meiner Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil die Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Taten verübt haben, als im Namen des Christentums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegentraten. Hat ihnen das Christentum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind

sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verräterische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? Wenn sie das wären und täten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen; sie nehmen zwanzig Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet; sie gewinnen auf zehn Ellen Waren eine Achtel-Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von zehn Millionen Ellen Waren einen betrügerischen Gewinst von hunderttausend Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Konjunktive.) Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind besseren Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln bei Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie tun das Böse, wenn es ihnen Vorteil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränken nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz:

sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder tot macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommerglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte, naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheizen oder nicht? man weiß es selbst nicht und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seid ihr Judenhasser. Ich bitte euch, werdet liebenswürdig. Selbst eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst euer Recht ist ärgerlich; denn ihr verteidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, ihr seid nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister sein, um mit euch fertig zu werden.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judentum selbst gerichtet". Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurteilt wird; ob

sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechterweise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesamten Menschheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerte Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judentum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut, wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche Tat und Rede als etwas Häusliches beurteilt: weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Bewegung einen steifen Hals und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judentum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judentum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judentum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine

Ehre, die verletzt werden kann; ihr möget es verfolgen, so viel ihr Lust habt. Aber der wirkliche, lebende Jude hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sei ein harter, unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müsse sie totmachen, um den Stein herauszuholen. Was gehen euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt denn Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetzbuch verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger und von euren Ammen, ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerte Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerten Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerten Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vorteile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt ihr: Mitgefangen,

mitgehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprichwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit euch haben.

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Gesamtteile getrennt werden." Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesamtteile nicht von der Wohlfahrt der einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt ihr dadurch bewiesen? — euren Vorteil, nicht euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt ihr ja selbst, so oft es euch bequem ist; aber wenn es euch nicht bequem ist, sagt ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt ihr in euren freien Städten ebenso gegen Katholiken gewütet, als ihr jetzt gegen Juden wütet; nun, die Zeit hat euch zur Menschlichkeit genötigt, und ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahezutreten braucht, um sie liebzugewinnen. Glaubt ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der euch befiehlt, auch die Juden als eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber ihr wollt gezwungen sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; ihr be-

ginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt ihr nicht, das Verhängnis muß euch bei der Brust packen und euch hier- und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es gesehen — ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Äpfelweinbrüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und ihr hättet eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische: da wurdet ihr befreit; da holtet ihr eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt euch!

An euch wende ich mich jetzt, die ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig tun ist verständiger, als unverständig reden; denn Taten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ, ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, ihr aber seid Sklaven eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein, um Tausende zu hassen. Ihr steht am sichern

Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermütigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und ihr könnt euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt euch den Fuß, ihr müßt vor euch blicken, um euch zu wahren, und ihr schaut zurück, Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich ihr, daß ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt euch und vereinigt euch. Doch müßt ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, so haßt, was hassenswürdig ist: die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seid, was ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das jeden anekelt — seid keine Philister! (*gekürzt.*)

## An die Herren Vorsteher des deutschen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, ihnen eine Liste von Einwohnern Frankfurts, die dem schönen Bunde für das freie deutsche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des ersten Monats zu übersenden. Alle die Unterzeichneten sind jüdischen Glaubens. Wenn dieses Verhältnis unserer Teilnahme eine besondere Bedeutung gibt, die sie ohne dies nicht hätte: so ist das weder unsere Schuld noch unser Verdienst, es ist nur unser Mißgeschick.

Wir hätten vorauseilen sollen in einem Kampfe, der uns mehr verspricht als den übrigen Deutschen, weil uns alles fehlet; doch wir sind die Minderzahl, und es ziemte uns daher, die Beschlüsse der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unserem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir seit länger als ihr.

In dem Kriege, den sie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unsere Fürsten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenschaft eines Helden ihre kleinen schwachen und verächtlichen Leidenschaften geschmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genossen

wir in Frankfurt wie überall in Deutschland, wo französische Gesetzgebung herrschte, gleiche Rechte mit unseren christlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte wie alles Fremde, doch sie ward willkommen, wie alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Torheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleichet Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das sind wir geblieben bis auf heute. Nicht bloß die Rechte des Staatsbürgers, nicht bloß die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige

Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur fünfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in deinem Wörterbuche stehen, erröte, daß du ohne Erröten diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meisten Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu sein, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu sein.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die ihre Gewalt erhob? Dich, christlich deutsches Volk, haben deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdisch deutschem Volke sagt man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechslung die babylonische Gefangenschaft mit der deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das ist unser Glauben, was auch die Verleumdung gelogen; das ist die Lehre unserer Väter, was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erschuf, da schuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Christen, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menschen, er sei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Christ. Wenn unsere christlichen Brüder dieses oft vergessen, dann kommt es uns zu,

sie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter sind als sie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt und der reinen Quelle der Menschheit näherstehen als sie.

Viele unserer Glaubensgenossen, und wie hier, so gewiß auch überall, zögern noch, dem Vereine beizutreten. Sie teilen unsere Gesinnungen, ihr Herz schlägt so warm als das unsere für die Freiheit des Vaterlandes; aber sie sind bedenklich, sie, die Reichen unter uns, weil sie, den Räten der Gewaltherrscher näher stehend, sich einflüstern ließen: Wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger schließen.

Schenkt diesen Einflüsterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenossen! So sprechen jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit sie das so getrennte, sich wechselseitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrschen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Presse gründet die Herrschaft der Vernunft, und unter dieser Herrschaft sind alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und mutige Männer, die für das deutsche Volk das Wort genommen, sprechen Sie es aus, was unsere Glaubensgenossen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die andern, die ängstlich noch zurückgeblieben!

Doch wie auch Ihre Antwort, günstig oder nicht, *wir* treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, so erhaben er auch war, lud man dort die

Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt euren Kampf, wir teilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wissen, das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Torheiten und Sünden der Menschen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verratenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenossen, sei es gesagt: Wenn einst unsere christlichen Brüder die Freiheit sich gewinnen und wir teilen, wie den Kampf, so die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergessen, nichts vergeben, keine Versöhnung, die nur die Grenze des Hasses ist. All unser Gedächtnis liege bei den Gebeinen unserer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir sterben.

## An die Hasser.

Es ist wie ein Wunder! Tausendmal habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die andern verzeihen es mir; der Dritte lobt mich gar dafür; aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! Im untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht einmal Hofräte sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht wert, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler

zu teilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich die Sklaverei erlernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grund auf gebaut; macht es wie ich und begnügt euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte euch, verachtet mir meine Juden nicht. Wäret ihr nur wie sie, dann wäret ihr besser; wären ihrer nur so viele als ihr seid, dann wären sie besser als ihr. Ihr seid dreißig Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebt uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat sie vor Fäulnis bewahrt. Ihr

habt ihnen das Salz des Hasses in ihr Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt sie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und das Kellerloch mit Mist verstopft; aber ihr, frei dem Froste bloßgestellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

# Politik und Volk

## Allgemeines.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

*

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinauswill. Aber das tut man nicht. Man nennt jene Vorläufer Unruhestifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr als sie gebraucht und verlangt.

*

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehengeblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüch-

tigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

*

Jede Gegenwart ist eine Noterbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß sie, und zwar ganz, übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

*

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei; Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde aufeinandertreffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

## Geschichte.

Ein mißverstandenes Christentum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sei bloß eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vorteil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir machten uns und andere verantwortlich für alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungsverfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß alles durch einzelne geschieht, glaubten wir auch, alles geschähe für einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staatsgeschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward,

ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmütig, zu bekennen, daß viel besser als sie selbst jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, imstande gewesen wäre, die Geschichte Europas zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdienerseelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das täten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrockes hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster bald ein paar Handschuhe, alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hofleben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen als die neuern Geschichtschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Kolumbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativstaaten sind zwar die Kabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandle die Milchstraße der deutschen Zeitungen,

man lese darin die Mitteilungen der Pariser Privat-Korrespondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der inneren Lebenskraft des Landes, die wie das tierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren . . . Hätte man Benjamin Constant im Staatsrate gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberzeremonienmeister wiedergegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volkes von diesen oder andern Männern abhänge und daß der Zeremonienmeisterstab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte

Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vorteil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer, schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler, aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

## Napoleon.

Ich werde etwas schauerlich sein in dieser Betrachtung, aber fürchtet euch nicht, es ist alles nur Spaß. Der Kanzleistil nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmütig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort, und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht bloß den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf St. Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man tut recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon feindlich nach Europa zurückkehren möchte, auch wenn es ihm freistände? Was

dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmütiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen Menschheit nichts zu tun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Weltteil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für eine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit übers Meer herübertönt, einen ganzen Weltteil wachhalten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Casäs und andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmütige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen begründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst und die Ehre des

Hosenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche Tat die Welt in Aufruhr zu bringen, man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiteres gewonnen, als daß die Zentnerlast der Not in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöte zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blutegel dieses fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königsdynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt ihr Europa allen demokratischen Stoffes entleeren, wollt ihr loswerden sämtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Zeremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tollen Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; ihr umgebt Europa mit

einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Weltteil mit der ungeheuren Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstentümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexiko, daß er dort der Stifter von Königreichen und so euer Retter werde.

## Bayern in Hellas.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlischen Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! Wie er seinem Vater, dem Fresser Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch, und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war,

kommt ein Sklave atemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles gerät in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekommt Angst, und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, alles zu notieren, die Blumenmädchenn suchen eine der anderen vorzukommen, und jetzt alle eilig zum pyräischen Tor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Bayern schon gelandet. Das erste, was er tat, war, daß er dem Perikles den großen Hubertusorden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrat und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Oberbaurat von Klenze zeigte dem Kallikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: Hat euer Basileus so viele Pferde? Alzibiades bekam den Kammerherrnschlüssel und ein bayerischer Obrist fragte Epaminondas, wieviel Fouragegelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille ge-

bot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede:

„Hellenen! Schaut über euch! Der Himmel trägt die bayerische Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten Zeiten zu Bayern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde, und Inachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungsschreiber haben euer schönes Land ins Verderben gestürzt. Die heillose Preßfrechheit hat alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die Ölbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch herübergekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seid ihr ein Glied des deutschen Bundes. Meine Minister werden euch die neuesten Bundesbeschlüsse mitteilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wissen, und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Zivilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich erlaube euch, meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne ins Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notieren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkt an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück und ließ sechs Karren voll Nießwurz holen. Die Bayern setzten sich in Marsch. Vor dem Tore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Bayern ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verräterei! Gift! und

ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Zentraluntersuchungskommission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medizinalrat nach Augsburg versetzt; die geistreiche Aspasia, die geistreiche Frau von Stael, nach Ägypten verbannt, und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurteilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto kniend Abbitte tun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeitlang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurat von Klenze hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehrere hundert bayerische Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke, die der Tempel erhielt, lagen schon auf der Straße, von Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiderte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Pözile, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, Allerhöchst Ihrem königlichen Vater nach Bayern zu schicken, zufolge eines mit Allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Bayern Kunstkolonien schicken und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des bayerischen Cekrops, und das alles gereiche zur Wohlfahrt beider

Länder, und sei überhaupt sehr scharmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht scharmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Basrelief verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er tot blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war und dabei Saphirs deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die bayerischen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im szythischen Korps. Ihr bayerisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre bayerische Treue hatten sie vergessen. So endigte das bayerisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich.

## Die europäische Freiheit.

... Keine Nation hat das Recht, der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Treulosigkeit, das ists, was die wahre Freiheit Europas noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Mut, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europas sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese losgeworden, geraten sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind bloß einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande teil an deren Ausübung, zu keiner Zeit in keinem Verhältnisse, um keines Vorteils, um keiner Beseitigung einer Gefahr willen vernichtet, geschmä-

lert, oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord, die Waren zu retten. In politischen Stürmen aber opfert man das, was der Mensch ist, dem auf, was er hat, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das, was sie haben, dem vorzuziehen, was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

*

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf, und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüssig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all das edle Blut, das vergossen worden, all den schönen Heldenmut, all den Geist, all die Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichtümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht, frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört, Schulden zu haben, und wo erst die Armut beginnt, und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmut, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichtümer, wären sie nicht verbraucht

worden zur Verteidigung des Daseins, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht, glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit, glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen, als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja teilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten, sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja, alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüten sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es gibt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne

Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

*

Ich liebe die großen Massen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus ist mir lange nicht so schrecklich, als ein einzelner verrückter Mensch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: Ich kenne alle Tollheiten, die seit dreitausend Jahren von den Königen begangen worden sind, von Saul bis auf Karl X., aber unsere gegenwärtige Zeit ist reicher an Wahnsinn, als es jene dreitausend Jahre waren. Wenn man alle fürstlichen Paläste Europas nebeneinanderstellte, es gäbe eine ganze Narrenstadt. Täglich vermehren sich meine Nachrichten aus Deutschland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu verteilen wie eine Pastete; ja König Philipp selbst soll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons sollen die Schüssel mit der Kruste behalten. Die köstliche Naivetät finde ich nicht darin, daß sie glauben, es ausführen zu können, sondern, daß sie glauben, w e n n sie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weis, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu räsonnieren? Ich muß wohl selbst ein Narr sein. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europas. Wenn der einmal aufhört, Feuer zu werfen, wenn er einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen

mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen und schreien entsetzt: Propaganda! Propaganda! Und sie wollen ganze Völkerteile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspielerstreichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen, wilden Untertanen zahm zu machen! — sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum besten gehabt, und hätte es die Übermacht nicht getan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschaus. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

*

. . . Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergang näher. Sie sind zu schwach, zu arm an Menschen. Der reiche Kaiser Nikolaus haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen, und das geht so immer unerschöpflich fort, was sind einem Despoten die Menschen? Seine Wälder schont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf einem wohl davon schwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menschen ein ewiger Gott? Wenn Gott sterb-

lich wäre wie der Mensch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht so späte Gerechtigkeit üben und erst den entferntesten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die Freiheit kann, sie wird siegen, früher oder später; warum siegt sie nicht gleich? Sie kann siegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; soll einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen sie es denn, haben sie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich sind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben sie Schmerzen davon? Gibt es einen Gott? Heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabscheuen die Menschenfresser, dumme Wilde, die doch nur das Fleisch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünschen und Hoffnungen, gemartert, geschlachtet und zerfetzt wird, um damit die Zukunft zu mästen — diese Menschenfresserei ertragen wir! Was ist Hoffnung, was Glaube? Durch die Augen wird kein Hunger gestillt, gemalte Früchte haben noch keinen satt gemacht . . . Ich las etwas in den englischen Blättern — es ist sich tot darüber zu schämen, wenn man ein Deutscher ist; es ist sich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Kurier sagte: „Wenn Polen wird besiegt sein, wenn, was die Schlacht verschont, auf dem Schafott bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die weise Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen,

und wenn der Tyrann nur einem einzigen Besiegten das armselige Leben schenkt, werden die deutschen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben." Unter allen Völkern der Erde erwartet man solche feige hündische Kriecherei nur von uns! Ja, es schwebt schon vor meinen Augen, ich lese es und höre es, wie das viehische Federvieh in Berlin von jedem Misthaufen, von jedem Dache herab den großen, erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieser Despot in seinen Proklamationen gesprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unserer Tage getan; aber was sie geredet, das kann sie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was sie angehört und dazu geschwiegen, das kann sie nicht glauben. Das Schwert zerstört bloß den Besitz und mordet den Leib; aber das Wort zerstört das Recht und mordet die Seele. Zu solchen Reden solches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt sind, dann voran die deutschen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! Dann stellt man sie zwischen das Schwert der Franzosen und die Peitsche der Russen, zwischen Tod und Schande! . . .

*

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, sondern Maßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, so hat mir ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemütsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus, und ich

bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürsten mit Blindheit geschlagen, und sie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigsten und gutmeinendsten Schriftsteller mit Haß und Verachtung behandelt, sie haben nicht geduldet, daß die Beschwerden und Wünsche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und schreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen sehen, ob sich ein Zensor findet, der das wegstreicht. Die alten Künste, in jenes aufrührerische Land fremdes Militär zu legen, Nassauer nach Darmstadt, Darmstädter nach Nassau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einsicht gekommen, daß er Bürger ist eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt getan, blinden Gehorsam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einsicht kommen, daß alle Deutsche seine Landsleute sind und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- oder Brudermörder sein.

## Der Krieg der Armen gegen die Reichen.

... Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber die Vorrechte sich hinter den Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erheben, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Altertums kränkelten an diesem Übel der Menschheit; dreitausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ernten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang untereinander die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Über die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England stehen der fürchterlichsten Revolution näher als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letzteren wird dem niederen Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höhern, bevor-

rechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmut, beständig hinter sich, und vergißt hierüber, vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmut wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im stillen gegen die Bürger auf, und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, solange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß, solange es einen Pöbel gibt, es auch einen Adel gibt, und daß, solange es einen Adel gibt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleiben. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Kanaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Kanaille, wozu sie jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine anderen Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände ein-

bringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen sie über ein hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie verteilt. Der Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Übel, meinen sie, sie hätten das ihrige getan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Konstitution hat die alte Torheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philisterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die

Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelklassen verbessert und das Helotenverhältnis des niederen Volkes von neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputiertenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vorteil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge teilnehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Anteil nehmen; jeder Intrigant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So *sprechen* sie, um das Gegenteil von dem zu sagen, was sie *denken*. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als die andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sichs zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein verteilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Teil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten verteilt sind. Hat man denn je einen reichen

Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Tagelöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Überfluß der Reichen gegen seine eigene Not zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den notwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zugrunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Kapitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zugrunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Schal tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von

welchen ein schöner Teil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen, wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzigtausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßenbettelei der Polizei einen großen Teil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksklasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies tut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen! Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Tier, Volk, auf seiner Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewalttätigkeit verhindert, manche wieder gutmacht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo alles stumm ist, wo keiner klagen darf, und wo jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt,

wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns sehr nahe vor die Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Österreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone, und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblendung des Volkes, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Ängstlichkeit der Reichen zu frönen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die Tat Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für euch die Zeit des Bedenkens vorüber, und ihr ruft sie nie zurück. — Genug mich geärgert. In

Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundertachtundsechzig Jahre alt; aber ein Russe ärgert sich nicht. Er gibt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns zivilisierten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

# Goethe

## Zum Briefwechsel mit Schiller.

Kostbar ist ein Brief, den Goethe auf einer Reise nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geschrieben. Wer ihn ohne Lachen lesen kann, den lache ich aus. Goethe, der an nichts Arges denkt und im Schoße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Residenz seines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erschrocken und argwöhnisch, wie ein Polizeidirektor, sieht er darin demagogische Umtriebe des Herzens — demagogische Umtriebe, die, als gar nicht real, sondern nebulistischer Natur, ihm noch verhaßter sein müssen, als Knoblauch, Wanzen und Tabakrauch. Er leitet eine strenge Untersuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reise nichts, gar nichts „nur irgendeine Art von Empfindung gegeben hätte". findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unschuldige, wissenschaftliche Bewegung gewesen sei, die ein leichtes Kunstfieber zur Folge hatte. Die Gegenstände, welche das Blut aufgeregt, seien symbolisch gewesen. Für Zeichen dürfen sich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit gesetzt, versteht sich

gegen Kaution, und es wird unter Polizeiaufsicht gestellt. Doch will Goethe die Sache nicht auf sich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als seinen Justizminister, darüber und bittet ihn gehorsamst, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Goethe wegen seiner Achtsamkeit und seines Eifers, beruhigt ihn aber und sagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieser Kriminalfall ist wichtig und ich wünschte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demselben Geiste, mit dem er in Hitzigs Journal Sands Mordtat besprochen. —

Die Briefe ergötzen mich bloß, weil sie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden sie mich entsetzlich langweilen. Wären sie gefällig, was wärs? Schiller und Goethe! Aber daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause, dem Vaterlande des Genies, so nichts sind — nein, weniger als nichts, so wenig — das ist ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Wasser in Likörgläschen! Ein Briefwechsel ist wie ein Ehebund. Die Stille und Einsamkeit erlaubt und verleitet viel zu sagen, was man andern verschweigt, ja was man mitteilend erst von sich selbst erfährt. Und was sagen sie sich? Was niemand erhorchen mag, was sie sich auf dem Markte hätten zuschreien dürfen.

Anfänglich schreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrat!“ Nun, diese Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Goethes Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jah-

ren ist er Mann genug, ihn mein Freund, mein teurer Freund zu nennen. Goethe aber vergißt nie seine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man sieht ihn oft lächeln über dessen Zimperlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablassend behandeln. Er schreibt ihm: Mein Wertester, mein Bester.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meister! Quel bruit pour une omelette! „Es sieht zuweilen aus, als schrieben Sie für die Schauspieler, da Sie doch nur von den Schauspielern schreiben wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeschenk annimmt. Bei Goethe aber finden sich immer nur Mätressen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten. Der dumme Schiller! Ist nicht Wilhelm Meister ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von solchen Männern das pöbelhafte Deklinieren der Eigennamen. Sie sagen: die Humboldtin, sprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen sie sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Not, wo das deutsche Wort viel näher lag. Stagnation, konvenient, avanciert, inkalkulabel, Obstakeln, embarassieren, retardieren, Desavantage, Arrangements, satisfaziert, Aperçüs, Detresse, Tourniere, reponieren, inkorrigibel. Und solche Männer, die in ihren Werken so reines Deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis,

daß ihnen Leben und Kunst getrennt waren, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag?

Goethes Lieblingsworte sind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet sogar, sich zu wundern; was ihn in Erstaunen setzt, ist wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Überraschung nicht. Er scheut alle enthusiastischen Adjektive; — man kann sich so leicht dabei echauffieren. —

Wie freue ich mich, daß der Konrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Goethe mit brühheißem Lobe übergossen, nicht mehr in Frankfurt ist, sondern in Bremen vergöttert. Er ist ein starker, kräftiger Mann, und wenn er mich totschlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

Schiller wünscht die Chronologie von Goethes Werken zu kennen, um daraus zu sehen, wie sich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg sein Geist gegangen sei. Er spricht von dessen analytischer Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomiert er seinen hohen Gönner kalt wie ein Prosektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorlesungen über seinen wundervollen Bau. Goethe verzieht keine Miene dabei und erträgt das alles, als ginge es ihn selbst nichts an. Er schreibt seinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen." Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange seines Geistes bekannt zu machen. Das alles ist, um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie

seine Geheimnisse, die wir andern nicht kennen, noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, so sich selbst zu beobachten, so sich selbst nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie sei ein Kind, das gar nicht wisse, was es tut, gar nicht wisse, wie reich und glücklich es ist. Schiller und Goethe sprechen so oft von dem W i e und W a r u m, daß sie das W a s darüber vergessen. Als Gott die Welt erschuf, da wußte er sicher nicht so deutlich das Wie und Warum, als es Goethe weiß von seinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geistes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmlischer Gedanken, sich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feste Erde unter seinen Schritten — der mag immer gesund sein, nur verzückt ist er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das ist Hochmut in seinem Falle. Das ist Blödsinn. Nichts ist beleidigender für den Leser als eine gewisse Ruhe der schriftstellerischen Darstellung; denn sie setzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu gestalten, voraus. So mit dürrem Ernste von sich selbst zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das scheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von so hohem Geiste um unser Ziel zittert, uns schmeichelt, zu gewinnen sucht.

Die Liebe hat die Briefpost erfunden, der Handel benutzt sie. Schiller und Goethe benutzen sich als Bücher; es ist eine didaktische Freundschaft, ein wechselseitiger Unterricht zwischen ihnen. Unsere beiden Dichter haben eigentlich ganz verschiedene Muttersprachen. Freilich

versteht jeder auch die des andern, soviel man sie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Goethe macht sichs wie ein Franzose immer bequem und redet mit Schiller seine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutscher, spricht mit dem Ausländer seine ausländische. Von ihrer Freundschaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die sich bewirten: der Gast geht hungrig vom Tische, der Wirt, übersatt, lacht im stillen. Doch kommt Storch Schiller besser dabei weg als Fuchs Goethe. Ersterer kann in Goethes Schüssel sich wenigstens seinen spitzen idealen Schnabel netzen; Goethe aber mit seiner breiten, realistischen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flasche bringen.

Goethe schreibt: „Ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinen nütze und lese nur indessen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum ersten Male eine ganz reine Freude habe, weil ich sie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen lese." Bei den Göttern! Das ist ein Egoist, wie nicht noch einer! Goethe ummauert nicht bloß sich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerstückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und sperrt jede besonders ein, daß sie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geschaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, sie gehörig zu schematisieren; hätte allen Tieren nur leere Felle gegeben, daß sie Liebhaber ausstopfen; hätte jede Landschaft in einen Rahmen gesperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf gesetzt, sie auf den Tisch zu stellen.

Was in der Tat wäre auch nebulistischer als das unleidliche Durcheinanderschwimmen auf einer Wiese! Goethes Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich schlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde, mutwillige Bestien und sperrt sie, ihrer Meister zu bleiben, in den metrischen Käfig ein. Er gesteht es selbst in einem Kapitel der Wahrheit aus seinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und so es losgeworden sei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungesunde Zugluft scheuen! Lieber nicht leben als solch einer hypochondrisch-ängstlichen Seelendiät gehorchen! Tausendmal lieber krank sein!

Goethe diktiert seine Briefe auch aus Objektivsucht. Er fürchtet, wenn er selbst schriebe, es möchte etwas von seinem Subjekte am Objekte hängenbleiben, und er fürchtet Symphatie wie ein Gespenst. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, ist ihm der Tod. Das Licht zu schützen, umschattet er es. Was ist Form? Der Tod der Ewigkeit, die Gestalt Gottes ... Ist Goethe glücklich zu nennen? Er ist so arm und so allein! Ihm kommt jeder Wunsch erst nach dessen Erfüllung, er begehrt nur, was er schon besitzt. Aber die Welt ist groß und der Mensch ist klein; er kann nicht alles fassen. Nur die Sehnsucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, tut genug. Ich möchte nicht Goethe sein; er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im Gesellschafter, oder in einem

andern Blatte dieser Familie, ließ einmal mit großen Buchstaben drucken: Goethe hat sich über die Französische Revolution ausgesprochen. Es war ein Trompetenschall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurst. Und doch wäre Goethe, gerade wegen seiner falschen Naturphilosophie, der rechte Mann, die Französische Revolution gehörig aufzufassen und darzustellen. Aber er haßte die Freiheit so sehr, daß ihn selbst seine geliebte Notwendigkeit erbittert, sobald sie ein freundliches Wort für die Freiheit spricht. Er schreibt an Schiller: „Ich bin über das Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. geraten ... Im ganzen ist es der ungeheuere Anblick von Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Tälern gegeneinanderstürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorher gesehen hat, so gut als der sie nicht ahnte. Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur, und nichts von dem, was wir Philosophen gern Freiheit nennen möchten." Goethe, als Künstler Notwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Ansicht von der Französischen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er sie nicht bloß, sondern verteidigt sie auch, die er doch sonst so hasset. Er hasset alles W e r d e n, jede B e w e g u n g, weil das Werdende und das Bewegte sich zu keinem Kunstwerke eignen, das er nach seiner Weise fassen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunstphilosophen aber gibt es nichts Werdendes noch Bewegtes;

denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, ist in diesem Punkte, und der schnelle Blick, der ein so kurzes Dasein aufzufassen vermag, wird es als Kunstwerk erkennen. Für den wahren Naturphilosophen gibt es keine Geschichte und keine Gärung; alles ist geschehen, alles fest, alles erschaffen. Aber Goethe hat den Schwindel wie ein anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorstellung liegt und nicht in dem Vorgestellten.

*

Ich war immer erstaunt, daß unseren zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: sie haben Adelstolz des Geistes und scheuen sich, da, wo sie öffentlich erscheinen, gegen den Witz, der plebejischer Geburt ist, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hause, wenn sie keiner bemerkt, werden sie wohl witzig sein. Doch als ich ihren Briefwechsel gelesen, fand ich, daß sie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal sagt Schiller von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt." Man ist erstaunt, verwundert; aber diese witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Goethe und Schiller da am häßlichsten hervor, wo sie in ihren vertraulichen Mitteilungen Menschen, Schriftsteller und Bücher beurteilen. Es geschieht dieses oft sehr derb, oft sehr grob; aber es geschieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es

leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz ist Glut ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen ist nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Ärger zu einem Kunstwerke. Ohne ihn ist Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Gesetzbücher der Ästhetik den Witz stellen; aber ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken. Man wird nur Menschen bewegen, Zeitgenossen, und sterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden seiner Brüder zu erraten, keinen Mut, für sie zu streiten. Er ist der Arm, womit der Bettler den Reichen an seine Brust drückt, womit der Kleine den Großen besiegt. Er ist der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und festhält. Er ist der unerschrockene Anwalt des Rechts und der Glaube, der Gott sieht, wo ihn noch kein anderer ahnt. Der Witz ist das demokratische Prinzip im Reiche des Geistes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, sagt: Ich will nicht!

Der Verstand ist Brot, das sättigt; der Witz ist Gewürz, das eßlustig macht. Der Verstand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält seine Kraft für alle Zeiten. Goethes und Schillers so verständige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt, und neues Wissen braucht neue Regeln. Auch Lessing und Voltaire haben gelehrt, die Kunst und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren sind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz

ist ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geschichte zählt große Menschen, die sind Register der Vergangenheit: so Goethe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die sind Inhaltsverzeichnis der Zukunft: so Voltaire und Lessing.

Ihr, die ihr nicht Menschen, nur Göttern glaubt, so hört doch einmal, was eure verehrten Orakel sprechen! Schiller, wo er an Goethe von dem schlechten Absatze der Propyläen berichtet, spricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums" . . . Er schreibt: „Ich darf an diese Sache gar nicht denken, wenn sie mein Blut nicht in Bewegung setzen soll, denn einen so niederträchtigen Begriff hat mir noch nichts von dem deutschen Publikum gegeben . . ." Er meint: „Den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich." Ach! diese Wahrheit habe ich schon oft gesagt, und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören, sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das eine zum andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gärt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-

chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Goethe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem sie angehören, so stolz herabzusehen? Sie weniger als einer. Sie haben es nicht geliebt, sie haben es verachtet, sie haben für ihr Volk nichts getan. Aber ein Volk ist wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es schelten, strafen; doch soll man nur streng scheinen, nicht es sein; man soll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Goethe lebten nur unter ausgewählten Menschen, und Schiller war noch ein schlimmerer Aristokrat als Goethe. Dieser hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, den Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß ist zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und sich unentdeckt in ihre Reihen mischen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menschheit an einem kleinen Tischchen, und den ungebetenen Gast warf er zornig hinaus. Und seine Ritter der Menschheit wissen das Schwert nicht zu führen, sie schwätzen bloß und lassen sich totschlagen; es ist ein deklamierender Komödiantenadel. Marquis Posa spricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor seiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen soll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch sein Anführer sein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederschmettern das Gequicke der Menschlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an, und wer angstvoll

ist, hört und ist still und betet. Der Dämische aber verstopft sich die Ohren und hört nicht und betet nicht, und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der Französischen Revolution, schrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird sich die Zeitschrift alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht." So spricht noch heute jeder Lump von Journalist, wenn er, um die Leser lüstern zu machen nach dem neuen Blatte, sie versichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mitteilen, ohne alle garstige Legierung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als sein Volk. So sprach und dachte auch Goethe. Sendet dazu der Himmel der durstigen Menschheit seine Dichter, daß sie trinken, sie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den sie nicht mit uns teilen, noch mehr verschmachten? Und so denkend und so sprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in jedermanns Händen finden sollte?" Wie kann sich in jedermanns Händen finden, wonach nicht jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgertum, nicht jedermann angeht? Soll etwa das deutsche Volk aufjauchzen, und die Schnupftücher schwenken, wenn Goethe mit Myrons Kuh liebäugelt?

*

Ich habe Goethes und Schillers Briefe zu Ende gelesen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht

nützt es meiner Gesundheit als Wasserkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Rezensionen zu verschaffen suchen, die über diesen Briefwechsel gewiß erschienen sein werden. Ich freue mich sehr darauf. Was werden sie über das Buch nicht alles gefaselt, was nicht alles darin gefunden haben! Goethe hat viele Anhänger, er hat, als echter Monarch, es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftsteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für sich hat sich immer vornehm gehalten, er hat nie selbst von oben gedrückt; er ist stehengeblieben und hat seinen Janhagel von unten drücken lassen. Nichts ist wunderlicher als die Art, wie man über Goethe spricht — ich sage die Art; ich sage nicht, es sei wunderlich, daß man ihn hochpreist; das ist erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernst und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrsamkeit die Geschichte seiner Entstehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man sammelt die Parallelstellen; man ist ein Narr. Ein Bewunderer Goethes sagte mir einmal: Um dessen Dichtwerke zu verstehen, müsse man auch seine naturwissenschaftlichen Werke kennen. Diese kenne ich freilich nicht; aber was ist das für ein Kunstwerk, das sich nicht selbst erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakespeares Bildungsgeschichte und verstehe ich den Hamlet darum weniger, soviel man etwas verstehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verstehen, auch den Othello gelesen haben? Aber Goethe hat durch sein diplomatisches Verfahren die Ansicht geltend gemacht, man müsse alle seine

Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufassen; er wollte in Bausch und Bogen bewundert sein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Goethes Hinterlassenschaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Goethepfaffe, der so glücklich war, eine ganze Brieftasche voll ungedruckter Zettelchen von seinem Gotte zu besitzen, breitete einmal seine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und sagte mit Wasser im Munde: „Jede Zeile ist köstlich!“ Mein guter Freund wird diesen Briefwechsel, der fünfzigtausend köstliche Zeilen von Goethe enthält, als ein grünes Gewölbe anstaunen; ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefsammlung ist es geschehen, daß Goethe einmal, ein einziges Mal in seinem langen Leben sich zur schönen Bruderliebe wandte, weil er sich vergessen, sich verwirrt und vom alten, ausgetretenen Wege der Selbstsucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Bayern, worin er diesem Fürsten für die von ihm empfangenen Beweise der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verstorbenen Freundes, und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, sich solcher fürstlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm solche Huld zuteil geworden. Goethe sagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Teilnahme und Mitteilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmut über meine hohen

Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte. . . . Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen, vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsames, besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unsern Augen trauen? Der Geheimrat von Goethe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutsche Fürsten zu schelten, daß sie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, so von höchsten und allerhöchsten Personen zu sprechen? Ist der Mann jung geworden in seinem hohen Alter? Ach nein, es ist Altersschwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf gewesen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlasse so hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt sahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es getan. Er hat durch die wenigen Worte seines leisen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die festverschlossene, uneindringliche Amtsbrust eines deutschen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünfundzwanzigjährigen Frost der strengsten Verschwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl seines

Herzens aufgetaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einst preußischer Minister, Goethes Anklage gelesen, als er bekanntmachte: um den Vorwurf, den Goethe den Fürsten Deutschlands macht, daß Schiller keinen Beschützer unter ihnen gefunden, wenigstens von seinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Tatsache zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieser den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitausend Talern jährlich und noch andere Vorteile gesichert hatte. Warum hat Herr von Beyme diesen schönen Zug seines Herrn so lange verschwiegen? Warum hat er gewartet, bis eingetroffen, was kein Gott vorhersehen konnte, daß Goethe einmal menschlich fühlte? Daß der König von Preußen strenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preist das deutsche Vaterland; aber seinen Dienern ziemte es, auch dessen schöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekanntzumachen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit sie die Nachahmung erwecken, die unsern engherzigen Regierungen so große Not tut.

In den europäischen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrscher jede Geisteskraft, die ungebunden und frei nur sich selbst lebt, und suchen sie durch verstellte Geringschätzung in wirklicher Geringschätzung zu erhalten. Wo sie dieses nicht vermögen, wo ein Talent sich durchgeschlagen und sich Hochachtung erbeutet, da schmieden sie es an die Schulbank, um es festzuhalten, oder spannen es vor die Regierung,

um es zu zügeln. Ist die Regierung voll und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftstellern wenigstens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man sperrt sie in den Adelshof, nur um sie von der Volksstadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräte als in Deutschland, wo sich doch die Höfe am wenigsten raten lassen. In Österreich, wo die Juden seit jeher einen großen Teil der bürgerlichen und alle staatsbürgerlichen Rechte entbehren; in diesem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung gewesen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherren, sobald sie einen gewissen Reichtum erlangt. So sehr ist dort die Regierung besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichtum und seinen Einfluß zu entziehen! Es ist zum Lachen, wenn man liest, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmstadt dem Großherzoge von Weimar seine „Räuber" vorgelesen, ernannte ihn dieser zum Rat, der damalige Landgraf von Darmstadt ernannte ihn auch zum Rat; Schiller war also zweimal Rat. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrat; der Deutsche Kaiser adelte den Dichter des „Wilhelm Tell". Dann ward er Professor in Jena, er bekam Brot, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und seiner Würde angemessen in Weimar von der Gunst seines Fürsten. Kein zweiter übernahm die irdischen Sorgen dieses ätherischen Geistes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zusammengeschossen und

haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tausend Talern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der ist bei unsern regierenden Herren schlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmut, wenn deutsche Fürsten das Genie würdiger unterstützen, da sie doch die alleinigen und unbeschränkten Verwalter des Nationalvermögens sind?

Goethe hätte ein Herkules sein können, sein Vaterland von großem Unrate zu befreien; aber er holte sich bloß die goldenen Äpfel der Hesperiden, die er für sich behielt, und dann setzte er sich zu den Füßen der Omphale und blieb da sitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürsten geliebt und gehaßt, beschützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunst und Tücke, und sang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und schuf eine neue, den Übermut der Großen zu bändigen und den Trug gleißnerischer Priester zu bestrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelstolz, und doch keuchte er wie ein Lastträger den Parnaß hinauf, um von seinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener, und er schrieb seine persischen Briefe, worin er den Hof verspottete, und seinen Geist der Gesetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur schöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie seine Gesinnung auf. Er trug eine wohlbestellte Perücke, seine Manschetten, seidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den

Kot, sobald ein Verfolgter um Hilfe schrie und holte mit seinen adeligen Händen schuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hilfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundschaft, selbst der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und stolz und starb als Bettler. Milton vergaß über seine Verse die Not seiner Mitbürger nicht und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, so ist Thomas Moore. Wie war, wie ist Goethe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte tun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein. So war er. So ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhmes unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen" des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen lassen, ehe ich sie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Goethe war glücklich auf dieser Erde, und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt

die Nachwelt. Sie, die furchtlose, unbestechliche Richterin wird Goethe fragen: Dir ward ein hoher Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst nur immer dein eigener Wächter! Glücklich hast du gelebt, aber du h a st gelebt.

## Zum west-östlichen Divan.

— Habe Goethes west-östlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verstand lesen; mit Herz habe ich es früher einmal versucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Aulischen Werther ausgenommen, den er geschrieben, sich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er sechzig Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das sind keine Weingesänge, das sind keine Liebeslieder! Das sind keine losen, das sind feste Gedichte. Wohl anmutig säuselt die Luft durch Zweige und Blätter und schüttelt sie freundlich; aber den starren Stamm bewegt sie nicht. Was wurzelt, ist halb der Nacht, halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientalisch dichten? Gefangene sind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinaussingen in die kühle Luft. Das Lied ist leicht, das Herz ist schwer. Selbst Salomon seufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erst seine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen stammen alle Religionen. Got-

tes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren despotischen Herrschern ihnen näher geführt als den freien Abendländern. Ihre Poesie ist kindlich, weil aufgewachsen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindisch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrschern hat sich Goethe unter allen Kostbarkeiten des orientalischen Bazars am begierigsten angeeignet. Alles andere fand er, dieses *suchte* er; Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Goethes Stil ist zart und reinlich: darum gefällt er. Er ist vornehm: darum wird er geachtet — von andern. Ich aber untersuchte, ob so glatte Haut Kraft und Gesundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Goethe hat etwas Würdiges, aber diese Würde kommt nicht von seiner Herrlichkeit, sondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er schlau und wohlbedacht alles berechnet und angeordnet, statt *Ehrfurcht*, dieses ursprüngliche Gefühl, welches die gottentsprungene Macht erweckte, *Ehre* und *Furcht* zu erzwingen. Genug für die, welchen solche Huldigung genug ist; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, lassen wir uns doch nicht verblenden; stutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: Wo ist das Recht?

Goethe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. Die dumme, scheinbeherrschte Menge preist das hoch. Der Langsame ist ihr bedächtig, der Leise bescheiden, der

Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es ist alles anders. Der Mutige ist laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Enschiedene schnell. Wer auf dem schwankenden Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancierstange der Überlegung; doch wer auf dem festen Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängstlich seine Schritte ab und schweift mit seinen Gedanken nach Lust umher. Seht euch vor mit allen, die so ruhig und sicher sprechen! Sie sind ruhig aus Unruhe, scheinen sicher, weil sie sich unsicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Goethes Lehrstil beleidigt jeden freien Mann. Unter allem, was er spricht, steht: Tel est notre plaisir; Goethe ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides.

Goethes Gedanken sind alle ummauert und befestigt. Er selbst will, sein Leser kann nicht mehr hinaus, sobald er in sie eingedrungen. Das Tor schließt sich hinter ihm, er ist gefangen. Goethe, weil er beschränkt ist, beschränkt. Das Umflattern der Phantasie, der eigenen wie der fremden, belästigt ihn; er stutzt sie, und der flügellahme Leser preist einen Dichter hoch, zu dem er sich nicht zu erheben braucht, weil er so gütig ist, auf gleichem Boden mit ihm zu stehen.

Goethe verbietet, ja selbst dem Eigenwilligsten verhindert er das Selbstdenken. Und sage man nicht: es geschieht, weil er den Gegenstand bis auf den Grund ausschöpft, weil er der Wahrheit höchste Spitze erreicht. Der menschenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf seinen feurigen Flügeln hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann senkt er sich, auch seine andern Kinder

zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, so ist es, weil er den irdischen Dunstkreis nicht verließ. Der wahre Dichter schafft seinen Leser zum Gedichte, das ihn selbst überflügelt. Wer nicht dieses vermag, dem ist nichts gelungen. Ein Gesell zieht er Gesellen an; aber er ist kein Meister und bildet keinen.

## Zu den Tag- und Jahresfesten.

... Goethes Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geschrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre, leblose Seele gibt es auf der Welt nicht mehr, und nichts ist bewunderungswürdiger als die Naivität, mit welcher er seine Gefühllosigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch ist eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Lesen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nötig; Goethes klarer Text macht die Noten überflüssig. Und solche Konsuln hat sich das deutsche Volk gewählt! Goethe — der angstvoller als eine Maus beim leisesten Geräusche sich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach sich selbst die totgeschaffenen Steine sehnen — alles, alles hingibt, um nur in seinem Loche ungestört am gestohlenen Speckfaden knuspern zu können — und Schiller, der edler, aber gleich mutlos, sich vor Tyrannei hinter Wolkendunst versteckt und oben bei den Göttern vergebens um Hilfe fleht und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr sieht und die Menschen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und so — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beschützer — wird das unglück-

liche Land eine Beute der Könige, und das Volk der Spott der Völker.

*

## Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1789 bis 1806.

(Goethes Werke 31. Band.)

„Der Geist nähert sich der wirklichen, wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte." — Wie einen Gelegenheitsgedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist. Aber wer ein so wetterwendisches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreise fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben vielleicht mit seiner Hände Arbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.

1789.

Kaum hatte sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien in die Weimarischen Verhältnisse wieder eingesponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte,

mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sizilien, um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alte Betrachtungen loszuwerden, das ganze Ereignis unter dem Titel: Der Groß-Kophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Spiele getaugt hätte." Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeistert! Wer jedes Gefühl, sobald es ihm Schmerzen verursacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in seinem Schlafe stören; aber mit Gefühllosigkeit, mit einer hohlen Seele, ist der Schlaf doch etwas zu teuer bezahlt!

O welch ein Klein-Kophta! Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht er in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte. Und wie ihn seine Philisterehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, so auch stumm gemacht. Den Kardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es ist gar kein Sinn in dieser Geschichte, so dargestellt. Aber Cagliostro! Es ist nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundschaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moralischen Gourmand wie Goethe mußte Cagliostros Lehre, die er im höchsten Grade seiner Mysterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweihten offenbarte — die Lehre: — „Was du willst, das die Menschen für dich tun sollen, das tue für sie nicht", — diese Lehre des Antichrists mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürstin Amalie von seiner zweiten Reise in Italien zurück. „Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Kongreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Kantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen ... In Breslau dagegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreiches glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschieren und manövrieren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Teil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir ... jene große, früher von mir erkannte Wahrheit: die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte..."

Was? Goethe, ein reichbegabter Mensch, ein Dichter; damals in den schönsten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne steht, wo der Baum der Erkenntnis zugleich mit Blüten und Früchten prangt — er war im Kriegsrate, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeisterte ihn dieses Schauspiel, zu keiner Liebe, zu keinem Hasse, zu keinem Gebete, zu keiner Ver-

wünschung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, so wertlos, nach seiner eigenen Schätzung, daß er sie nicht einmal aufbewahrte, sie dem Leser mitzuteilen? Und als die prächtigsten Regimenter und die schönsten Offiziere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blassen Frau eines alten Mannes — bot sich seinem Beobachtungskreise kein anderer, kein besserer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres lustwandelte, — Venedig, ein gebautes Märchen aus tausendundeiner Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunst, Mensch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrschaft; wo selbst Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer schauerlichen Ballade klirren; die Seufzerbrücke, die Zehenmänner; es sind Szenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich sehnsuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage, ihm nahezukommen, denn die Schlange österreichische Polizei liegt davorgelagert, und schreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendrot überflutete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes schlugen über den felsigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geist über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menschheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erschrak er wohl über den Schlag seines Herzens, entsetzte sich über den Geist seiner gestorbenen Jugend; die Haare standen ihm zu Berge und da, in seiner Todesangst, „nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden" — — verkroch er sich in

einen *geborstenen Schafsschädel* und hielt sich da versteckt, bis wieder Nacht und Kühle über sein Herz gekommen! Und den Mann soll ich verehren? Den soll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lamas Speichel kosten. Hätte Deutschland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verschmachten müßte in der Sandwüste des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebus warmer Tränensuppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethes gefrorenem Weine, der nur in den Kopf steigt und dort hinauf alles Leben pumpt.

## 1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren Szenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. August (Goethes Geburtstag — das vergißt er nie) schon eingenommen fand; von dort zog ich mit bis Valmy, sowie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel hinab nach Koblenz, Mannheim. Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Teile von *Fischers* physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile, stockende Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten ..." Kein Wort über die Kriegsereignisse! Interessiert ihn auch die Politik nicht, konnte ihm doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plastischer Dickleibig-

keit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künstlerischen Darstellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchsten und allerhöchsten Personen und ihren höchsten und allerhöchsten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verstummen.

## 1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beschäftigte er sich mit Reineke Fuchs und übte sich im Hexameter. Warum sagt er nicht, was er zu jener Zeit so oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht an der Abfassung des berühmten Manifestes des Herzogs von Braunschweig teilgehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und so hielt ich, für meine Person wenigstens, mich immer fest an diese Studien wie an einen Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt.“

„Einem tätigen, produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm sprach, was denn Besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken (die Französische Revolution eine verdrießliche Geschichte!) und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral ge-

schrieben, im gleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten.

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar, als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen.“

Nun wahrhaftig, die in Weimar müssen unerhört schwache Nerven gehabt haben, wenn sie dies Scheinbild der Französischen Revolution, das Goethe im erwähnten Lustspiel darstellt, in Angst versetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden sich wohl bei der Aufführung jener Possen ebenso gelangweilt haben als ich es beim Lesen getan, mit dem ich soeben fertig geworden; und Goethe schrieb das Gähnen statt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt ist folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ sich weismachen: Zu den Jakobinern in Paris, welche alle gescheiten Leute in allen Ländern aufsuchten, an sich zögen und benutzten, wäre sein Ruf erschollen, und seit einem halben Jahre gäben sie sich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris seinen Verstand und seine Geschicklichkeit. Ein Spaßvogel, der sich für einen Abgesandten der Jakobiner ausgibt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in seinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man gibt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falschen Schnurrbart. Die ganze Freiheitskomödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu

prellen. Und in diese alberne Milchsuppengeschichte wollte Goethe den Weimarern einen Abscheu vor der Französischen Revolution einbrocken! Und die Weimarer sollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es ist nicht möglich.

Noch lächerlicher ist das Lustspiel die Aufgeregten. Auch in diesem dramatischen Bilde wollte Goethe die Greuel der Französischen Revolution darstellen, um die Deutschen vor Freiheitsschwindel zu bewahren. Nun lese man die Folgen, welche das unglückliche Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erste Folge. Louise sagt: sie habe vergangenen Winter ein paar Strümpfe mehr gestrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen später nach Hause gekommen. Zweite Folge. Das Kind einer Gräfin fällt sich ein Loch in den Kopf, weil sein Hofmeister, der die Zeitungen las, nicht auf dasselbe achtgegeben. Und das ist alles! Die Berliner freilich werden manches in diesem Drama sehen, was einem kurzsichtigen Süddeutschen entgeht. Sie haben einen Herschelschen Goethoskop — wir nur unsere Augen.

1794.

„Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Spartaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnis großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen."

Guter Gott, welche Gewichte sind es, die den zent-

nerschweren Haß Goethes gegen die Französische Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit schönen Möbeln, mit wohlversorgtem Keller, mit Büchern, Kupferstichen und Landkarten. Durch die Feindseligkeiten der Franzosen geängstigt, wollte die Mutter ihren Besitz veräußern, sich eine Wohnung mieten! aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvorteilhafte Kaufanträge gemacht; das Beraten mit Freunden und Maklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Ist der ein Mann des Jahrhunderts, der mit solchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er sich über Fichtes Lehrweise in Jena entsetzte, daran verbrannte; wie Fichte sich in seinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt habe". Wie „uns dessen Äußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregung zugezogen".

1795.

Mit Kapellmeister Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht seines bedeutenden Talentes in gutem Vernehmen gestanden; er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte . . . ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches

Verhältnis abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wut und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die greulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewalttätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Goethe, wie alle Grenzmenschen das Stadttor seiner Welt, sie schließend, verteidigend. Die Gemeinde erweitert sich, das Tor wird niedergerissen oder überbaut und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam."

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er sich befand, entstand gleich ein Luftzug, selbst im verschlossensten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegschieben. Er stand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obstspalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchsichtig, sooft wir in Gottes freie Welt gehen oder sehen wollen. Und naiv ist Goethe! Er gesteht, er habe Reichardt liebgehabt, solange er ihm nützlich gewesen, indem er durch Kompositionen seiner Lieder diese verbreiten half; den Reichardt außer Diensten aber habe er gehaßt. Das ist *nachdenklich*!

## 1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über Französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte.“ Ich will diese natürliche Tochter, dieses vieljährige Werk geziemenden Ernstes, wieder einmal lesen; aber jetzt nicht, nicht in diesen rauhen Herbsttagen. Im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrorenes liebt.

## 1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erschwerter Fortsetzung gegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Troste unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf ist leicht die Antwort gegeben. Goethe besann sich, daß etwas zum Troste der Enkel zu sagen, wie jede Menschenfreundlichkeit, nebulistischer Natur und eines so realen Mannes, wie er, ganz unwürdig sei.

## 1802.

Goethes Gesinnung über Preßfreiheit spricht sich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung, und schon am Abende der Vorstellung trat ein Oppositionsversuch unbescheiden hervor; in den Zwischenakten flüsterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der

Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projektiert, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgendeinem Gliede erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.

1803.

Nichts Lächerlicheres, als bald der ernste, dürre Ton, bald die breite, kunstschmausende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in diesem seinen Büchelchen über das kleinstädtische Hof- und bürgerliche Stadtbauwesen in Weimar sich so oft ausläßt. Was der Kunstfreund an solcher Puppenarchitektur so Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren sich damit beschäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethes Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben selbst. Darum ist ihm nichts klein, was diesen Kreis berührte, darum ist ihm alles klein, was von diesem Kreise ablag.

1805.

Und in diesem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendsten Werken Goethes, trat mir, was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderst die holländische Reinlichkeit des Stils, die jeden Zimmerboden mit gekräuseltem Sande bedeckt, und oft die Blumen vor den Häusern mit Ölfarbe anstreicht. Dann die aufgenötigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden

Gedanken seiner Leser hängt. Endlich die tyrannische Ordnung, die Geist und Herz nach dem Takte eines Menzelschen Metronomen sich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenschlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimarische Bühne zu bringen, und schon war alles dazu vorbereitet. „Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden."

Denkwürdigkeiten, die Goethe von diesem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unserer Großherzogin, und wie das Trompetenkorps eines preußischen Regiments im Theater Proben seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gegeben. — Theaterrepertoir — geschenkte Zeichnungen und andere Kunstnachrichten. — Vollständiges Verzeichnis der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunstgegenstände. — Reise nach Karlsbad und dort genossene Kupfersammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu sehen, und sonderbar genug versteckt er sich vor dem Lichte hinter Farben. — In Karlsbad: „Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt, mir mit diplomatischer Gewandtheit das Urteil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. — Mineralien."

„Über eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher, aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde näm-

lich von Offizieren und Unteroffizieren an Sonntagen eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl, als auch über ein gewisses Erkennen, soweit es in seinem Kreise förderte, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Räsoneurs nichts zu fürchten hatte." Daß man ja nicht denke, indem er solche Schulen lobend erwähnt, er sei der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menschen machen sollte. Der Unterricht ist nur das Öl, womit man das Rad einer Maschine schmiert, daß diese besser gehe. Räsonieren soll das Rad nicht, sondern nur geschmeidiger werden, um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier zu Niederrosla" möchte schwer auszusprechen sein.

Und als beim Herankommen des Ungewitters jedermann ängstlich einen Schlupfwinkel suchte, rief Goethe, als man eben die ersten Lerchen speiste, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viele gefangen werden." —

1807.

Schrieb in Karlsbad eine kleine mineralogische Abhandlung. „Ehe der kleine Absatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so hatte ich das Vergnügen, auf

einem meiner Manuskripte das visa der Prager Zensur zu erblicken."

In Karlsbad erwies ihm die Fürstin Solms „ein gnädiges Wohlwollen".

1808.

Bekennt, daß er seit einigen Jahren keine Zeitungen gelesen. Nach Karlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der Allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen seiner klugen Retardation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzessin von Hessen-Kassel".

1810.

„Die Gegenwart der Kaiserin von Österreich, Majestät in Karlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte sich im stillen."

1811.

Er und andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Karlsbad und tranken Ungarwein. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: „Drei bejahrte Männer gingen nach Wehnditz zum Weine!

Obrist Otto, alt . . . . 87 Jahre
Reimschneider Müller . 84 Jahre
Ein Erfurter . . . . . . 82 Jahre

253 Jahre.

Sie zechten wacker und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespritzung: die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung."

1813.

Durch die Kriegsereignisse geängstigt, suchte er Ruhe, indem er sich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste."

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereignisse des Tages findet sich: „Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein."

1816.

Man verzeiht Goethe fast die kindische Aufregung, in welche ihn jeder Widerspruch seiner Farbenlehre versetzt, weil er doch da einmal aus seinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urteil der Menschen kümmert. „Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angeborenen, unartigen Zudringlichkeit." Das kann doch den Deutschen wahrlich ihr ärgster Feind nicht nachsagen, daß sie unartig, zudringlich wären. Nur zu schüchtern und artig sind sie! Goethe legte das Buch ungelesen beiseite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufschreckte. „Ein solcher

innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Isis erschien, und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah."

## 1817.

„Ein Symbol der Souveränität ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog von Thorn den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sämtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangsgebühr erschienen."

„Zu jener Zeit studierten in Jena und Leipzig viele junge Griechen. Der Wunsch, sich besonders deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, sowie das Verlangen, allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben; nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen regiert werden!"

„Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wert und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und

Vaterland." Gott welch ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was sie darunter verstehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethes dürrer Weise nicht zu schematisieren verstand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin, Alexanders Kaiserliche Hoheit, im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Die Frau Großfürstin Kaiserliche Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen." Das schrieb er in seinem einundsiebzigsten Jahre. Welche Jugendkraft!

## Tagebuchblatt.

Paris, Mittwoch, den 8. Dezember 1830.

— Es ist entsetzlich mit Goethes Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schicksal sein, das diesen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt ist er wahrscheinlich tot. Es ist mir, als würde mit Goethe die alte deutsche Zeit begraben, ich meine, an dem Tage müsse die Freiheit geboren werden. — —

# Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Ich dich ehren? wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängstigten?
Goethes Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständnis der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen, würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erstemal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offener See bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln stolz dahinfahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Goethe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina

würde sagen: Er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Goethe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, sooft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Goethes Engel, **sie** ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserm rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm, und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: Diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich unter irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimatlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Goethe fühlte sich gerührt, und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Goethe haßte die

Liebe, die ihm Tod, Fäulnis war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Goethe schlug Mignon tot mit seiner Leier und begrub sie tief und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Tote versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und sooft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmut und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn, und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten

französischen Memoiren zu vergleichen und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüts, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtieren, sowohl Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente zu idealisieren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichtsanstalt für die historischen Professoren der deutschen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichtsbücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Viktualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankreich kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Rätsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksklassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Goethe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirn? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum

Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war ratsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Talbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtiges Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden mürrischen Onkel!

Bettina liebte Goethe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Goethe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Goethe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, der Nationalgarde der Egoisten, verschmähend alles, was allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „Dein Malen des Erlebten samt aller inneren Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verleugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke." Wenn Goethe für Originalskizzen dankt,

kann niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Originalskizzen gewesen, sondern an alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Goethe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urteils waren begründet in Goethes innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit wert, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuett mit ihr getanzt, rief begeistert aus: „Es ist doch wahr, wir haben einen großen König!" So haben gar viele Personen Goethe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Briefmenuett mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Goethe lieben und bewundern? Es ist das Geheimnis der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhe-

sinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Goethen hinauf wie an Türmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, sooft Goethe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Glut. Und doch war es nichts anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zuviel kam, die Glut dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Goethe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Goethe nicht wehe getan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Goethe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich Dich nehmen und weit wegführen, daß Du Dich besinnen solltest über mich, daß

ich Dir in einem Gedanken aufginge als etwas Merkwürdiges, dem Du nachspürst, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den Du Dein Recht in so eifriger Korrespondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich Dir so wichtig sein als ein solcher toter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte Dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tirolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle Deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wiederkommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor Deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja, ich glaubs, daß ich Dir lieb bin, trotz Deinem kalten Briefe; aber wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bliebst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz, wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn getan habe."

„Ach Du hast einen guten Geschmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, so geht mirs auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach, Goethe, laß Dir kein Liedchen vorlallen und glaube nicht, Du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib Dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit Deinem Begriff. Was willst

Du alles Göttliche ordnen und verstehn, wo's herkommt und hinwill."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: Du verstündest keine Musik, Du fürchtest Dich vor dem Tode und und habest keine Religion." Und in einem langen, herrlichen Briefe über Musik erzählt Bettina, sooft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungendste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Goethe: „Diese beiden kleinen Tierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlen, und Du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in Dir, Du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, Du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?"

„Du bist ein koketter, zierlicher Schreiber, aber Du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt Dich nicht, so freundlich Du bist, so kalt bist Du auch."

Einmal schickte Bettina Liebesäpfel an Goethe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, ans Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Goethe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen was er be-

saß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Goethe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demut aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Goethe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Goethe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Goethe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Goethe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichs-

städten dem Konsistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Mätressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirtschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen da im Spiele gewesen.

Goethe fürchtete sich vor der Liebe, denn alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie tot auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Goethen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. ‚Mit diesem mache ich den Anfang‘, sagtest du ‚und später werde ich mich noch mit allerlei auszeichnen‘.“

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Goethe ausgezeichnet, er hat sich tief gebückt vor allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Klei-

dung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Überrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe usw. Auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala."

Goethe war stolz und hochmütig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Mut und Seelengröße. Und ist man ein Dichter ohne Mut? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen muß man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Goethe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Goethe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich und in seinem Naturalienkabinett ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmut der Tiroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Goethen anvertraut und von ihm Verständnis, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vor-

weint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Goethe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Goethe hatte eine fixe Idee, so traurig, als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen wie der Mensch, aber für Goethe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Goethe hatte eine lächerliche Schachtelwut; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Übersinnlichen. Aber für Goethe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Goethes ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verraten; aber mögen sie schweigen, so tief sie wollen, wer errät es nicht, daß Bettina Goethes Quälgeist war und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen

gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Goethes Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemäldegalerie, nicht in seinem Naturalienkabinette wollte sie stillhalten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang, und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Goethe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode gesprochen, schrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun Deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast Du mich zu dem Tempel des Mars geleitet." Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Goethe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nicht auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Goethe in seinem vielgeprie-

senen „Faust" dargestellt; Goethe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade sein lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schönste Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Apfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Goethen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werte schätzt, weil er nichts zu erraten übrigläßt, weil er sein eigener Hintergrund ist — das betrübt uns.

Goethe hat nur verstanden, was tot war, und darum tötete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Goethe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die

Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr teilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das **wir** lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die S p r a c h e d e r S t i l l e, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Märchen. Goethes Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Goethe verurteilt, wird Bettina freigesprochen, wird Goethe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Goethe nannte sie eine Närrin, und er wußte wohl; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Goethen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht bloß mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur der erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Tränen.

Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurteile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne, ohne ihre Roheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand sündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredele. Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert als es irgendein anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen." So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethes Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaiendemut. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttötende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitätsnarr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte, und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schrei-

ten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt als bei Bettina. Ihr Buch, bekanntgemacht zur Verherrlichung Goethes, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Verbrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte sie statt zu Goethe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eigenen schönen Worten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

## Epilog.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Goethe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unserm Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen: dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakespeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

# Literatur

## Bemerkungen über Sprache und Stil.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirektors und Zensors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimütig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemütsstimmung ließ ich drucken: „Die Engländer sind Spitzbuben". Der Herr Polizeidirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu tun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber meiner Meinung nach wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche

Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zensurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: „Das ist unsere Sorge; Sie aber sollen Ihre glückliche Freiheit" — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: „Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis" — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satirisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rat zu befolgen, nahm mein radiertes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Stil nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt noch nicht entdeckt. Was heißt Stil? Büffon sagt: Le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Stil, und es war also sein Vorteil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: Wie der Stil, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Stil, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Stile geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder und ist der erste Grobian von Deutschland; der andere macht Lustspiele

und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Macchiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen so, daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Macchiavelli habe eine politische Satire geschrieben. Was heißt also Stil? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünschte sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurteilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft miteinander verwechselt. Noch ein anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Stils. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Stil zu haben, und einen Stil haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigentümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Kolorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken liegt das Eigentümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Stil eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Stil, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Stil haben, weil ihre Sprache

einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Stil sehr voneinander verschieden, doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten voneinander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie dieser. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sei dafür gepriesen — keinen Stil, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigentümliche Denkart auch auf eigentümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vorteile benutzen! Die wenigen unter ihnen, die einen Stil haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Stil.

Eine andere Frage: Woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Stils aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen: der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerte Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen

Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christentum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neuen Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Stil verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden nur von solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Wert dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber,

aus welchen allein ein großer Teil des Volkes seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Stile geschrieben sind. Die wenigen deutschen Zeitschriften verdienen, in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Stils von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Stils. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Stilübung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Stile zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Übersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Übersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichtümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich tagelang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio

moreris zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vorteilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Stils benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich: wenn man nicht frei herausſprechen darf, ist man genötigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt tun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang fördert sie sehr den guten Stil. Man möchte von Konstitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was tut ein erfinderischer Kopf? Statt Konstitution sagt er „Leibesbeschaffenheit", statt Spanien „Iberien", statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen", und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errate, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, abends mit dem Glockenschlage zwölf die Zensur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Stil nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Stil in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich

dazugekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirektor dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was tue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirtshauszeche nicht bezahlen konnte, arretiert worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin und übersetze daraus die Ode: Nunc est bibendum und bringe das nasse Manuskript zum Zensieren ins Nebenzimmer, wo der Polizeidirektor saß. Dieser las es und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal

ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" ... Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus und sprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sulla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben die Freiheit gesehen — er war der erste, der sich am göttlichen Genius seine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmut sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich" verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirektor, und doch warf er ihn weg — so leicht macht er sich zur Flucht! und der ein wackrer Mann?" ... Ich sagte noch mehrere solche, teils fürchterliche, teils heidnische Dinge. Der Polizeidirektor entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, das ich Nunc est bibendum gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und

nach fast den ganzen Horaz übersetzt. Da liegen sie nun, die armen Oden und Satiren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglücklicher Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrei erbeten.

## Über den Charakter des Wilhelm Tell.

Aus Schillers liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüt und seine kleine enge Tat; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Kristalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es tut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Tun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen

Mann bei einer fürstlichen Tat Gevatter stehen und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnis zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch tut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Überlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfental den seidenen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Mut des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Mut des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist mutig mit dem Arm, aber furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmütige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt mit edlem Trotze eine schöne Tat zu tun.

Tells Charakter ist die Untertänigkeit. Der Platz,

den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er kümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Übeln des Landes und seinen eigenen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit, den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Not, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hilfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hilfe leisten; doch unfähig, das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: Fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Mut, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur soviel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wenn aber nach der

Selbstbeherrschung noch ein Überschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht stichhält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Rätsel, ja mehr — ein Wunder. Es soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegenlassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der Tat, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja, die gelungene Tat ist noch ganz so häßlich als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so unge-

heuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er tat: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeil im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Untertanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer, es ist verdrießlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen schlechte Streiche machen zu müssen. Verrat kann wohl notwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrat, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als

Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubte nicht, den Landvogt getäuscht zu haben: er versprach, ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er getan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereignis erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten? . . . Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese Tat je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese Tat rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getötet, doch mit Notwehr — sollte diese ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich stattfinden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden,

den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Notwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Mut, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennengelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen wie sie geschah. Eine geistige Überlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereignis mit Tell. Aus diesem Zwange entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchtal, Berta und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Not zusammen, das alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Tun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu er=

klären. Er hätte ihn können alles tun, alles ertragen lassen, was er getan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

# Körner

## Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Heldenjüngling, den im Leben wie im Gedichte das teure Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Wert deiner Hedwig mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligtümer einer verstorbenen, geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurteilen! . . .

## Byron

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu lesen angefangen. Das ist Glühwein für einen armen deutschen Reisenden, der auf der Lebensnachtstation zwischen Treuenbriezen und Kroppenstädt im schlechtverwahrten Postwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichsten Stahlfedern der Phantasie ohne Stoß über alle holperigen Wege, und er trank Johannesberger des Lebens den ganzen Tag. Es ist krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der sich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirft, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abschied, und wollte lieber einsam sein als ein Knecht der Freundschaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwischen Sturm und Schiffbruch steuerte er mutig hin, und der Tod war der erste Hafen, den er sah. Wie wurde er umhergeschleudert; aber welche selige Insel hat er auch entdeckt, wohin stiller Wind und der bedächtige Kompaß niemals führen! Das ist die königliche Natur. Was macht der König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das tut jeder Untertan auch — König ist, wer seinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute sagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tausend Jahre gelebt. Und wenn sie ihn bedauern, daß er so melancholisch gewesen! Ist es Gott nicht auch? Melancholie

ist die Freudigkeit Gottes. Kann man froh sein, wenn man liebt? Byron haßte die Menschen, weil er die Menschheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz ist das Glück der Seligen. Am meisten lebt, wer am meisten leidet. Keiner ist glücklich, an den Gott nicht denkt, ist es nicht in Liebe, sei es in Zorn, nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazukomme, mich mit Byron zusammenzustellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was sie noch nicht wissen. Als Byrons Genius auf seiner Reise durch das Firmament auf die Erde kam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armut. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den andere durch ihre Geburt voraushatten, entmutigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Die vorstehenden Stücke sind den „Pariser Briefen", den „Kritiken", „Vermischten Aufsätzen" und „Fragmenten und Aphorismen" entnommen.

Da es nicht bloß die Aufgabe galt, einen aphoristischen Beleg zur Zeit, sondern auch ein möglichst vollständiges Bild Börnes zu bieten, so wurde das Einzelne seltener zerpflückt, als über die Anklänge hinaus in seiner Gänze belassen.

Die Betitelung der einheitlichen Stücke stammt von Börne, die der Exzerpte wurde vom Herausgeber vorgenommen.

